

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

[Vermischte Erzählungen und Aufsätze]

## Hanneles Königreich.

**D**em Hannele sein Königreich ist die Straße, oder besser gesagt, der Bürgersteig vor der mütterlichen Wohnung, das heißt, die düstere Kellerwohnung im Hause des Fräulein Emerenzia Spinneseind.

Fräulein Emerenzia Spinneseind ist eine spitze alte Jungfer, die ihr sauer erworbenes Geld in einer modernen Mietvilla angelegt, im neuen Stadtviertel, da wo es noch Bäume und grüne Rasenflecken gibt.

Das zweistöckige Haus sieht aus weißgerahmten Fenstern schmuck in die Welt; hinter den geblühten Gardinen scheinen nur glückliche Leute zu wohnen. Die alte Emerenzia selbst haust ganz oben, unter dem Dach, und damit ja kein Plätzchen verloren gehe, hat sie neben den Kellerräumlichkeiten eine Wohnurg eingerichtet, wenn man das lichtlose, luftarme Loch eine Wohnung nennen kann!

Dort ist, des langen Suchens müde, Hanneles Mutter mit dem Kinde gelandet. Der Mann ist verunglückt; die lange Spitalpflege hat die kargen Ersparnisse aufgezehrt. Sie selber war so abgehezt, so sterbensmüde, daß ihr das Kellerloch mit der behaglichen Wärme der nahen Heizung wie ein Paradies vorkam, und sie fast dankbar auf die unerbittlichen Bedingungen der alten Spinneseind einging.....

„Mutti, wo ist die Sonne?“

Das war beim Erwachen, am ersten Morgen, Hanneles erste Frage. Die Sonne, ja, die Sonne! Die schien wohl hinein in die hellen, weißgerahmten Fenster mit den geblühten Gardinen; aber bis zum dunklen Kellerloch verirrte sich kein Strahl. Grau, verdrossen, sah hier unten der Tag aus, mochte es da draußen noch so lustig blauen. Und

wenn der Atem des jungen Morgens über blühende Gärten geschweift und auf beseelten Schwingen der Frühling übers Land zog, legte sich da unten, trotz der geöffneten Fenster, die kohlen-geschwängerte, nach keimenden Kartoffeln riechende Luft dumpf auf die atem-hungrigen Lungen.

Das Fenster ist hoch, das Hannele ist klein; es klettert auf einen Stuhl und schaut weltvergessen und sehnsüchtig nach Licht und Freude aus.

„Die Sonne, Mutti! Wo ist die Sonne?“ jammert es.

Da hatte die Mutter kurz entschlossen das Hannele und seine sieben Sachen — eine kopflose Puppe, ein dreibeiniges Pferd, ein alter, verbeulter Puppenlochtopf — auf den Bürgersteig vor die Tür getragen. Da saß es nun tagelang in der Sonne, spielte ganz brav und gehorsam, ging keinen Schritt über den erlaubten, vorgeschriebenen Raum weiter. Und weil ein Kind andere Kinder anzieht, gesellten sich bald alle Kinder des Hauses dazu, Buben und Mädels, denen es hier draußen weit besser gefiel als in den geschneigelten, weißlackierten Kinderstuben. War das ein Tollen und Lachen und Jagen! Wenn die Mutter Mittags und Abends, abgehezt von ihren Aufwartestunden zurückkam, hatte das Hannele rote Wangen, blitzende Augen, konnte nie genug Butterbrot und Milch bekommen. Und die arme Frau sonnte sich an des Kindes Freude, vergaß darob die schmerzenden Glieder, die geschwollenen Beine, das flatternde Herz...

Aber es kann nicht ewig Frühling und Sommer bleiben. Es kam der Herbst mit seinen kalten Regenschauern, seinem Wirbelwind, der so tüdtsch um die Ecken faust, mit Krankheitskeimen

um sich streut. Hanneles Königreich lag nun verlassen da; die Buben und Mädels waren in der Schule, und die ganz Kleinen im behüteten, wohlgeborgenen Kinderzimmer.

Das Hannele in seinem Stühlchen, die kopflose Puppe im Arm, schauerte unter den eisigen Windstößen, lief wohl ein paar Schritte nach links, soviel nach rechts, um sich zu wärmen, aber es half nicht viel. Lief wohl einmal in den Keller hinunter. Hui! da war es noch kälter. Die Heizung war noch nicht im Gange; da kroch die feindliche Kälte vom Steinboden herauf, legte sich mit Bleigewicht um die frierenden Glieder. Und dann, das düstere, graue Licht! Wenn Mutti fort war, konnte man doch nicht stundenlang die Lampe brennen lassen; das kostete ja ein Riesengeld! Soviel hatte das altkluge, frühgereifte Menschenkind auch ohne Worte verstanden. Kinder, die in Not geboren, in Kummer und Sorge aufgewachsen, haben feinere Sinne, ein den Erwachsenen gleiches Verständnis!

„Komm, Puppe Emmi, wollen wieder hinauf, auf die Straße, können auch dort auf Mutti warten.“

Puppe Emmi ohne Kopf ist eine gefällige, widerspruchslose Gespielin. Mütig stapft das kleine Menschenkind die düstere Kellertreppe wieder herauf, steht unter der tropfenden Dachrinne, am Hauseingang, an die Wand gelehnt, hat die Jungfer Spinnefeind nicht gesehen, die, den Einkaufskorb am Arm, auf das Haus zukommt.

„Was stehst da und lümmelst dich herum?“ Hart faßt die knochige Hand in das zarte Kinderfleisch.

„Mach, daß du heimkommst und mir hier mit deiner schmutzigen Schürze nicht die Wände verschmierst!“

Die in Tränen schwimmenden Blauaugen schauen erschrocken in das spitznäsige, mitleidslose Gesicht; die Polsterhändchen verschwinden unter der Schürze und ein zitternder Kindermund spricht: „Du tuft mir weh!“

„Jammerliese!“ jagt die Alte noch, senkt aber den Blick vor dem stummen Vorwurf in den unschuldigen Kinderaugen. Und vom letzten Treppenabsatz aus, hart und unerbittlich: „Mach, daß du fortkommst, sonst. . . .“ Eine drohende Gebärde vollendet den Satz.

Das Hannele steht auf dem Bürgersteig; weit und breit keine Menschenseele. In den Keller zurück? Nein, sie fürchtet sich in der grauen Dämmerung, wo es in der Stille so unheimlich raschelt und fracht.

Wie die Mutter heute lange fortbleibt!

„Wollen ihr entgegengehen, gelt, Emmi?“ sagt das Kind und drückt die Puppe ganz fest an sich.

Es geht um die Ecke, immer den Häusern entlang, und nochmals um die Ecke; dann läuft das Hannele unter schüttendem Regen immer gerade aus. Es friert in den dünnen Kleidern, die Haare tropfen nur so von Wasser, in den Schuhen plätschert und gurgelt es bei jedem Schritt; und der böse Herbstwind schneidet wie mit Messern in das zarte Kinderfleisch, läßt es erschauern und wie im Krampfe zusammenzucken. . . .

Das Hannele kennt sich auf einmal nicht mehr aus. Hier ist kein Bürgersteig mehr; die Straße verliert sich ins freie Feld, heulend fährt der Wind über die kahlen Vorstadtgärten.

„Mutti, Mutti!“ ruft das Kind. Ein Schrei der Verzweiflung, der tiefsten Herzensnot, bevor es bewußtlos zusammenbricht. Es sieht nicht mehr die hohe Gestalt mit der Regentapuze, welche das Häufchen Elend am Wegesrand behutsam in die Arme nimmt, hört nicht mehr die gutmütige, tiefe Stimme hinter dem regennassen Schnurrbart:

„Das arme Wurm! Werd's mal zuerst nach Hause tragen; die Frau wird wohl einen Ausweg finden, um dieses



„Das arme Wurm! Werd's mal zuerst nach Hause tragen . . .“

St  
ab

Fi  
in  
un  
de

sch  
rü  
ge  
un  
„D  
be  
zw  
un  
„W  
Da  
ni

ift  
zw  
be  
de  
ein  
A

fig  
ni

W  
Ge  
So  
M  
Je  
Da  
Si  
Di

Stückchen Elend an die richtige Adresse abzugeben.“

\*\*

Das Hannele liegt in schweren Fieberträumen, wirft sich hin und her in den zermühten Kissen, welche die unermüdlische Mutterhand immer wieder glatt streicht.

Die braven Vorstadtleute haben es, schon fiebergeschüttelt, der Mutter zurückgebracht. Der Arzt hat die Achseln gezuckt und mit einem Blick auf die ungesunde Kellerwohnung nur gesagt: „Doppelte Lungenentzündung; wäre besser im Spital. Wiederkommen wohl zwecklos!“ Und ist fortgegangen, ein undeutliches Gemurmel verbeißend: „Arme Frau! nicht mehr zu helfen. Daß es aber auch solche Wohnverhältnisse gibt! sollte angezeigt werden!“ ...

Wie lang, wie endlos lang die Nacht ist! Immer wieder beugt sich die verzweifelte Mutter über das Kinderbettchen; lauscht mit pochendem Herzen den röchelnden Atemzügen, befolgt, wie eine Maschine, die Anordnungen des Arztes.

Das Fieber hat sich gelegt; die drohlichen lieben Polsterhändchen brennen nicht mehr. Eine fast starre, unheim-

liche Ruhe hält das Menschenkind umfassen.

„Hannele!“

Mit einem Schreckensschrei beugt sich die Mutter nieder, so nahe, daß ihr abgezehrtes, verhärmtes Gesicht fast das zarte Kinderantlitz berührt.

Da schlägt das Hannele die Augen auf, mit ganz klarem Blick, so als hätte die vertraute Stimme es zurückgeholt aus weiten, unerreichbaren Fernen. Mühsam dreht es den Kopf dem Fenster zu, wo das erste Tagesgrauen bleich und gespensterhaft hinter den dumpfen Scheiben lauert.

„Mutti“, flüstert es, „Mutti, die Sonne! Laß die Sonne herein!“

Und wie die Mutter verzweifelt aufschluchzt, lächelt es, ein wissendes, schon unirdisches Lächeln.

„Sonne, Mutti, soviel Sonne; siehst Du's? Oh, wie schön! Hannele spielen, spielen...“ und schließt beseligt die Augen.

Der Morgen bricht herein, ein schmutziggrauer, trüber Herbstmorgen, schleicht hinunter in die dunkle Stube, berührt mit neidischen Fingern die geschlossenen Kinderaugen, die nun für immer der Trübsal und Finsternis entrückt sind.

## Nachtgefühl

Wenn ich mich abends entkleide,  
Gemachsam, Stück für Stück,  
So tragen die müden Gedanken  
Mich vorwärts oder zurück.

Ich denke der alten Tage,  
Da zog die Mutter mich aus:  
Sie legte mich still in die Wiege,  
Die Winde brausten ums Haus.

Ich denke der letzten Stunde,  
Da werden's die Nachbarn tun;  
Sie senken mich still in die Erde,  
Dann werde ich lange ruhn.

Schließt nun der Schlaf mein Auge,  
Wie träum ich oftmals das:  
Es wäre eins von beidem,  
Nur wüßt ich selber nicht, was.

Friedrich Hebel.

## fidibus.

Eine heitere Geschichte von Ferd. Bastian

1.

Der Mann, um den sich diese Geschichte dreht, hieß eigentlich Christian Ortelmaier, Fidibus war der Übername. Wie er zu diesem Anhängsel an seine Persönlichkeit kam, darf dem Leser nicht vorbehalten werden. Als Junge hatte er einen unwiderstehlichen Drang, Papier in lange Streifen zusammenzufalten, um es am mütterlichen Herd, oder an einem Streichholz anzuzünden. So ein Ding nannte man schon in alten Zeiten: Fidibus. Mit dieser Fackel rannte er alsdann treppauf, treppab, bis ihm das Feuer die Fingerspitzen kizelte. Den letzten Rest, der noch flämmelte, warf er von sich. Wegen dieser gefährlichen Spielerei bekam er des öfteren saftige Prügel und trotzallem konnte er es nicht unterlassen, die üble Gewohnheit abzustreifen, bis eines Tages der Dachstuhl des elterlichen Hauses, Rauchsäulen austieß. Der Brand wurde jedoch durch unsere brave Feuerwehr rasch gelöscht. Vater Ortelmaier salbte seinen Sprößling derart, daß er acht Tage das Bett hüten mußte, aber der „Fidibus“ blieb an ihm kleben, unter welchem Namen er bekannt war und blieb.

Vom Fidibusdrehen war er nunmehr endgültig kuriert, aber eine andere Leidenschaft machte sich bei ihm geltend: er sammelte Briefmarken, eine an sich ungefährliche und zugleich lehrreiche Sache. Fidibus kam nach der Schulentlassung als Lehrling in ein großes Handelshaus, das ihm eine Fundgrube von Marken bot. Mit den Jahren arbeitete er sich vom Buchhalter bis zum Bürovorsteher empor, und so wie er im Dienst wuchs, steigerte sich auch seine Sammelwut. So

kam es, daß Fidibus nichts kannte, als seinen Dienst, seine Marken, die er liebte wie Eltern ihre Kinder, ja, er vergaß, daß Männer die Gepflogenheit haben zu rauchen, einen Schoppen zu trinken, er vergaß sogar, daß es auch noch weibliche Wesen gab, mit denen man das Erdenchickal gemeinsam tragen konnte.

Die betagten Eltern waren stolz auf ihren Sohn, der nunmehr ein Dreißiger war, etwas hochbeinig mit eingezogenen Schultern, wegen Kurzsichtigkeit eine goldene Brille trug, und aussah wie ein Professor an der Universität.

An einem Ruprechtsauer-Meßti, der Straßburg und Vororte herbeilodete, kam unerwartet Besuch ins Ortelmaiers Haus.

„Ah, sieh mal, Frau“, rief Vater Ortelmaier, „da kommt mein alter Freund Anton Leberle von Schilke, seine Frau, und — ei, ihre blitzblanke Tochter. Jetzt aber Kugelhopf her, ein paar Flaschen Alt: Grüßgott alle miteinander.“

Fidibus saß weltvergessen in seinem Zimmer am Schreibtisch, umlagert von Katalogen, Marken, Leimtopf, Schere und Papierschnitzel. Durch das geöffnete Fenster drang fernes Gemurmel, vermischt mit Lachen, Orgelgetute und Fetzen von schmetternder Tanzmusik.

Plötzlich wurde die Türe aufgerissen, die Mutter stand im Türrahmen und rief nach Fidibus. Da er nicht reagierte, klopfte sie ihm auf die Schulter. „Fidibus, es ist Besuch da, komm in den Garten.“

Es dauerte eine Weile bis er sich von seiner Lieblingsbeschäftigung losreißen konnte. Mit hoherhobenen Gläsern und Gesundheit, wurde er empfangen, indem die Mutter ihren Sohn

Christian der Familie Leberle vorstellte.

Fidibus machte drei mißratene Bücklinge, die so komisch wirkten, daß die Annemarie Leberle in helles Lachen ausbrach.

Verdußt schaute Fidibus in das runde Mädchengesicht, das von dichtem braunem Haar umrahmt, im weißen Nacken mit einem silbernen Pfeil zu einem Knoten gerollt, zusammengehalten war.

Die Mutter Leberle machte eine verweisende Miene auf ihre Tochter. Weinfroh klangen die Gläser, fernher Tanzmusik. Annemarie wippte mit der linken Fußspitze. Christian machte ein Gesicht wie drei Tage Regenwetter, und schaute auf seine Hände, die nervös zuckten. Es wollte kein Gespräch in Fluß kommen.

Die alten Freunde tranken sich kräftig zu, um die Julihitze zu dämmen, und pafften Dampfwolken aus ihren Pfeifen.

Schließlich sagte Mutter Örtelmaier: „Aber mein lieber Fidibus, du schaust in die Welt, als ob dir die Hühner alle Brocken weggepickt hätten.“

Darob helles Gelächter, besonders vonseiten des Mädchens.

„Ich glaubte“, sagte Annemarie vorwitzig, „Ihr Herr Sohn heißt Christian.“

Nun fühlte sich Mutter Örtelmaier veranlaßt, den Sachverhalt wegen dem Fidibus zu erklären, was erneute Heiterkeit auslöste.

Fidibus wurde noch aufgeregter und warf seiner Mutter durch die blitzenden Brillengläser bittende Blicke zu.

Mutter Örtelmaier fühlte, daß sie ihren Sohn in den Augen der Besucher herabgesetzt hatte, und begann sofort alles Lob über ihn auszusüßten.

Darauf lachte Annemarie ihr helles Lachen, nahm ihr Glas, stieß es mit dem Glas von Fidibus an und sagte:

„Auf Ihr Wohl, Herr Brandstifter Fidibus. Aber ich habe noch viel Schlimmeres gehört. Sie sind Philatelist.“

Da war das Eis gebrochen. „Jawohl, Fräuleinchen, jawohl, das bin ich mit Leib und Seele.“ Und schon war er weg, und erschien mit zwei Marken-alben unterm Arm. „So bitte, Fräulein, Fräulein...“

„Sagen Sie einfach Annemarie.“

„Wenn Sie gestatten Fräulein Annemarie“, flötete Fidibus begeistert. „Sehn Sie, da habe ich die seltensten alten „Glässer“, da schauen Sie diese Exemplare „Mauritius“. Sehr selten, stellen allein ein Vermögen dar.“ Er fuhr mit der Rechten lieblosend über die Marken, als würde er etwas Zartes, Zerbrechliches übertasten. Seine Augen leuchteten, er war plötzlich wie elektrifiziert, was die Annemarie laut konstatierte.

Weinfroh klangen die Gläser, fernher Tanzmusik.

Papa Örtelmaier setzte das leere Glas ab. „Kinder, was sind wir für Kinder. Draußen ist Jubel und Trubel, auf zum Meßti!“

„Jawohl“, rief Annemarie, blitzschnell hatte sie ihren Schäferhut mit den blauen Bändern auf dem braunen Haar.

Fidibus trank auf einen Zug das Glas leer. Darauf mußte er husten, und Annemarie klopfte ihm beschwichtigend auf den Rücken.

Die Alten schritten voran. Auf dem Meßtiplatz an einer Schießbude machte Annemarie Halt, nahm ein Gewehr, schoß dem Löwen ins Herz, daß er brüllte, schoß mehrere Pfeifen alatt vom Stiel, und drückte dann Fidibus den Schießprügel in die Hand. „Bitte Herr Fidibus, knallen Sie.“ Fidibus war blass, nahm aber, um seinen Männerstolz nicht zu blamieren, das Gewehr, fuchtelte in der Luft herum wie ein Kuhschwanz, der Mücken verjagt,

drückte ab und hätte beinahe die Schießbudenmamsell getroffen.

Annemarie lachte, zog Fidibus am Arm gegen ein Karussell. Er wehrte sich. „Einsteigen, bitte Herr Fidibus“, sagte Annemarie, und machte dazu eine graziöse Verbeugung. „Auf den Schimmel da!“

Fidibus wußte nicht wie ihm geschah, er saß auf dem Schimmel, neben ihm, die Hege, wie er sie im Stillen nannte. Die Orgel spielte das wehmütige Lied „Am Meer“, Annemarie summte mit, die Hutbänder flatterten Fidibus ins Gesicht; er hielt sich fest an der Stange, bremste in den Steigbügeln, als wäre der Schimmel leibhaftig auf einem Rennen losgelassen. Es wurde ihm schwummerig vor den Augen, der ganze Meßti schien sich zu drehen, und er glaubte im Durchsauen zu sehen, daß die Menschen ihre Köpfe verwechselten. Endlich beruhigten sich die „Meereswellen“ und er stand schwer auf unsicheren Beinen wieder auf festem Boden.

„Schön war's! Wollen wir in die Schaukel dort?“ fragte verschmizt Annemarie.

„Nein, nein“, wehrte Fidibus, „es, es ist nicht passend für mich.“

Die Alten waren inzwischen im Trubel verschwunden. Was nun? Fidibus wußte, daß sein Vater gerne im „Christians Garten“ seinen Schoppen trank. „Also los“, sagte der Schäferhut. Und tatsächlich, da saßen die Eltern vergnügt hinter schäumenden Seidel.

Plötzlich ertönte vom ersten Stock aus dem Tanzsaal Musik. Annemarie blinzelte Fidibus mit ihren blaugrauen Augen schelmisch an, indem sie den Kopf einladend nach oben drehte. Fidibus gestand stotternd, daß er nicht tanzen könne. Ein Polka ertönte. Schwupp faßte die Maid Fidibus am Arm. Er sträubte sich wie eine Kacke vor einem knurrenden Hund, die Jugend strömte die Treppe hinauf, das Paar

wurde mitgerissen, und oben zählte Annemarie die Schritte eins-zwei-drei, Takt halten, ein-zwei-drei! Es ging leidlich, sie wurden mit Ellenbogenstößen traktiert, daß sie wie Billardkugeln am Gummiband abprallten. Fidibus perlte der Schweiß auf der Stirne, alle Poren waren wie Schleusen geöffnet, sein Strohhut kam ihm schwerer vor als wie ein Ritterhelm mit Visier, Nebel schleierten um seine Brillengläser, er glaubte, er müsse jeden Augenblick einen Stock tiefer sinken. Mit einem gewaltigen Tschingbum endete der Tanz. Fidibus, wie erlöst aus Höllenqual, stellte sich tiefatmend an die Wand. Er wischte sich mit dem Taschentuch das rinnende Naß, besah seinen aufgeweichten Strohhut, und warf einen erbarmungswürdigen Blick auf seine Tänzerin, die lächelnd neben ihm stand. „Na, Herr Fidibus“, säufelte sie, „es ging ja ganz gut.“ Fidibus wollte etwas giftiges sagen, da ertönte der einschmeichelnde, melancholisch-schmelzende Walzer „Donauwellen“. Verzweifelt schaute Fidibus nach dem Ausgang, der von Menschen verstopft war. „Keine Rettung“, hauchte er. Er fühlte sich von zarten Armen umschlungen, geführt in den Schwung der rhytmischen Töne wie ein Träumender. Er spürte den heißen Atem der Partnerin, ihren nach Eau-de-Cologne duftenden Körper, ihre schmiegsamen schmalen Hüften, ihr Herzklopfen; er drückte die Augen zu, und schwamm in den Donauwellen. Weitlos hörte er Stimmen: „Hallo, Fidibus tanzt! — Ein Wunder! — Fidibus tanzt!“ Die Stimmen waren Wirklichkeit. Sie kamen von Bekannten, die Fidibus zum erstenmal in einem Tanzsaal sahen. Der Walzer zerfloß in zarten, abschiednehmenden Tönen. Fidibus erwachte, und war wie hinweggezaubert, verschwunden.

Fidibus torkelte wie ein Betrunkener durch die wogende Menge, warf sich zu

Hause aufs Bett und seufzte tief: dieser Besuch soll mir gedenken. — Ermattet umfaßte ihn der Schlaf, zwischendurch schäumten ihm musikalische Wellen ins Gehör, einmal waren es Meereswellen, dann wieder die der Donau, und schließlich sah er wie seine Kataloge, alle Markenalben zur Türe hinaustanzten. Er wollte um Hilfe schreien, aber die Hege im Schäferhut hielt ihm den Mund zu.

## 2.

Es vergingen Wochen und Monate. Fidibus war inzwischen zum Prokuristen ernannt, eine Stellung, die ihm erlaubte, sich in der Gesellschaft sehen zu lassen, aber er blieb ein Einsiedler. Trozdem haßte er manchmal etwas wie ein Schäferhut mit blauen Bändern in seinem Geist herum. Wenn er Tanzmusik hörte, lief ihm eine gelinde Gänsehaut über den Rücken — und doch ... nein, hinaus mit dieser Hege.

Der Fastnachtstrubel hatte bereits begonnen, aus allen Gassen und Gäßchen nebelte Rucheldust. Fidibus bekam von seinem Chef eine Einladung für den Armenball, der zur damaligen Zeit im Saale «Réunion des Arts» in der Reaasse stattfand. Was tun, fragte sich Fidibus. Abschlagen, kneifen, das konnte er nicht. Also hinein in den Frack, oder als Maske? Das widerstrebte seinem Charakter. Er nahm sich vor, irgendwo als stilles Mauerblümchen der Narretei zuzuschauen.

Der Abend kam heran, viele Masken strömten in den Saal, ein Buffet mit aufsaetürmten leckeren Platten, nebst diversen Essässer Tropfen, Champaaner, Piköre und echter Schwarzwälder Kirsch, versprach den Gästen heitere Stimmung.

Gelanaweist strich Fidibus an den Wänden herum, stellte sich seinem Chef vor, der mit seiner Familie erschienen war, schlich zur Galerie und schaute mißvergnüt dem fröhlichen Treiben zu. Narren, dachte er, wäre ich doch zu-

hause bei meinen Marken. Da winkte eine als Spanierin maskierte Dame mit dem Fächer zu ihm herauf. Sie hing am Arm eines befrachten, schlanken Herren. Dieser stumme Gruß gilt nicht mir, sagte er sich. Als aber die Spanierin im Vorübertanzen mehrmals den Fächergruß sandte, wurde er stutzig, und verneigte sich. Unwillkürlich schoß ihm der Gedanke durch den Kopf, es könnte Annemarie sein. Er verspürte einen Stich in der Herzgegend. Dumme Einbildung wehrte er ab. Dieses Gefühl, o, nennt man das Eifersucht? oder ... oho, gibt es nicht; aber es klopfte etwas in ihm, ein Nachklang der Neugierde. Auch das suchte er abzuschütteln, ging zum Buffet und trank ein Glas Champagner. Die Uhr schlug Mitternacht, die Masken lüfteten ihr geheimnisvolles Versteckspielen, und wer stand neben Fidibus, Annemarie mit dem schlanken Kavaliere. Fidibus beschlich dasselbe Gefühl, er verbeugte sich. Annemarie stellte den Herrn vor als Better, und als Philatelist. Etwas erleichtert drückte er dem Better die Hand und als er dessen linke eheberinate Hand sah, huschte ein befreites Lächeln über sein Gesicht. Ein kurzes Gespräch entwickelte sich. Der berühmte „Schlittschuhläufer-Walzer“ wurde intoniert, die Geigen lockten, die Klarinetten kicherten, die Posaunen schmetterten und der Baß brummte Heiterkeit unter die schleifenden Sohlen. Fidibus wurde von Annemarie in diesen lockenden, jauchzenden Strudel hineingezogen, so daß er wirklich glaubte, auf einer Eisbahn hinzusliten. Sinnverwirrt lauschte er dem drehenden Wirbel seiner Füße, die manchenmal die zarten Fußspitzen der ihn schwingenden Partnerin unsanft herührten. Sie verzog darob keine Miene, hob dann und wann ihren seidenbewimberten Blick und lächelte, wobei er durch die halbaeffneten Lippen eine Reihe perlweißer Zähne erblicken konnte. Ein nie gekanntes

Glücksgefühl berauschte ihn. „Sie tanzen ja herrlich, Fidibus“, hauchte Annemarie. „Haben Sie Tanzstunden genommen?“ Er verneinte, wurde rot bis in die blonden Haarwurzeln und gestand offenherzig, daß er nur durch sie, und keine andere, so in Schwingung geraten könne, da sie ja als Zauberin sein Herz mit Musik gefüllt habe. Nach diesem Geständnis versiel Fidibus in einen träumenden Zustand, der ihn in ein Märchenland führte, wo nur herrliche Blumen wuchsen, die alle der Annemarie glichen. Der Walzer verklang, die Töne hingen noch in der Luft, als Fidibus zur Wirklichkeit zurückkehrte und erschrocken bemerkte, daß Annemarie nicht mehr da war. Er putzte vorerst seine Brille, dann ging er auf die Suche nach der Spanierin, die er nicht entdecken konnte. Nirgends eine Spur, sogar der angebliche Vetter war verschwunden. Verärgert biß er sich auf die Lippen, wünschte die Spanierin mit dem Armbalkram in das Land wo der Pfeffer wächst, holte in der Garderobe seinen Pelzmantel, schritt hinaus in die Mondnacht, winkte eine Droschke herbei, gab dem schlaftrunkenen Kutscher bissig seine Adresse und ließ sich wie ausgeblasen in die Polster fallen. Er nannte sich im Stillen einen Langohr, der genasführt von dieser Hexe wie ein toller Kreisel im Saal herumgehoppft wurde. Durch die Ruprechtsauer Allee, die noch ziemlich mit Schnee beladen war, fauchte ein eiskalter Wind, der bestrebt war den Gaslaternen das bißchen Lebenslicht auszublafen. Als die Droschke am Christians Garten vorüberdroffelte, kam Fidibus der erleuchtende Gedanke, daß Annemarie sich gerächt habe, weil er sie damals am Meßti schändlich verfeht hatte. Ausgerissen, und jetzt hat sie wettgemacht.

## 3.

Es wäre Wasser in den Rhein oetragen, um alles zu erklären, auf welche

Weise Fidibus in das Eheparadies einzog. Es ging ihm wie allen, die an tausend unsichtbaren Fäden zappeln, seufzen, sich gegen das unbegreifliche Fluidum, das das arme Herz gefangen hält, bis es das langersehnte Glück erreicht hat.

Und nun war Fidibus bereits drei volle Jahre mit seiner Annemarie, die für sein Wohl als tüchtige Hausfrau besorgt war, glücklich verheiratet. Seine komfortable Wohnung am Alten Weinmarkt war ein Muster der Sauberkeit, denn es waltete da auch noch eine rotbackige Dorfmaid als Dienstmagd aus Truchtersheim, die mit ihrem Brotgeber schon manchen Disput hatte, wegen dem „Gebabbierels“, wie sie die Markensammlerei nannte. Verklebte Schnitzel hingen wie Pech am Parkettboden, die die Selmel abkrähen mußte, der Leintopf vertropfte den Schreibtisch, der Teppich war verfleckt, und darüber konnte die Selmel fuchsteufelwild werden. Einmal machte sie aus Opposition Durchzug, sodaß die unaufgeklebten Marken wie wildgewordene Bienen herumflogen. Dieser Spaß hätte ihr beinahe den Dienst gekostet, aber Annemarie verstand es, die Zorneswogen ihres Gatten zu glätten.

Annemarie tröstete sich mit dem Gedanken, daß andere Männer nicht vom Biertisch oder der Weinstube abkommen können, Karten spielten bis in den frühen Morgen, oder um das Billard herumtanzen. Besser so. Aber daß Fidibus soaar die Ferienzeit benutzte, um seiner Leidenschaft zu fröhnen, das gab der guten Frau jedes Jahr einen gelinden Stachel. Sie konnten sich irgendwo einen Badeort leisten.

Es kam der vierte Sommer ins Elsaßland, mit all seinen Lockungen in die herrlichen Boesen, mit ihren blühenden Landschaften, die den Menschen jubelnde Lebenslust ins Herz schüttten.

Also begann Annemarie dieses Thema

anzuschneiden, zuerst ganz vorsichtig, dann aber, als Fidibus kategorisch erklärte, daß er den dreiwöchigen Urlaub dazu verwenden müsse, seine Sammlung, die er in letzter Zeit vernachlässigt hätte, in Ordnung zu bringen, da wurde sie energisch. Alle Einwendungen, die Annemarie ins Feld führte, prallten an dem sonst liebenswürdigen Gatten ab. Zum erstenmal gab es einen Streit, der sich an Heftigkeit steigerte, jemehr die Reden und Widerreden aufeinanderprallten. Da alles Bitten nutzlos war, warf Annemarie mit giftigen Worten herum, die Fidibus als Krämerseele, weltfremder Einsiedler und Egoist festnagelten. Dann knallte die Türe so heftig zu, daß die Scheiben erzitterten und der Kanarienvogel vor Schreck beinahe von der Stange gefallen wäre; die Katze „Mimi“ verschwand fauchend unter dem Sopha, und kam nicht wieder zum Vorschein. Fidibus war sprachlos.

## 4.

Andern Tags stand Fidibus mit Kopfschmerzen auf, wusch sich kalt und begab sich ins Eßzimmer zum Kaffeetisch, woselbst eine Tasse, ein Milch- und Kaffeekännchen, Brötchen, Butter und Honig für ihn bereit standen. Er rief nach Annemarie, nach Selmel, keine Antwort. Vom schlechten Gewissen geplagt, durchsuchte er alle Räume, vom Keller bis zum Speicher, ohne ein lebendes Wesen anzutreffen. Nachdenklich setzte er sich an den Tisch, da bemerkte er neben der Tasse einen Briefumschlag, den er heftig aufriß. Erstaunt las er:

„Suche mich nicht, da wo ich mich aufhalte, bin ich gut aufgehoben.“

Annemarie.

Fidibus graute sich am Hinterkopf, schob die Brille zurecht, las noch einmal, dann versuchte er zu lachen. Ein schlechter Scherz, dachte er, sie will mich in Angst versetzen. Gelinat nicht, nein, nein, so lieblos kann meine Frau gar

nicht sein. Und doch — nicht einmal „deine dich liebende Annemarie“ hat sie geschrieben. Sofort machte er sich auf den Weg zum Elternhaus. Es muß hierbei bemerkt werden, daß es seinerzeit noch keine Straßenbahn gab, man mußte eben auf Schusters Kappen seine Wege machen. Ganz unbefangen begrüßte er seine Mutter, fragte dies und jenes, und fand aus den Antworten der Mutter heraus, daß sie von der Sache nichts wußte. „Grüße Annemarie recht herzlich von mir“, sagte sie geheimnisvoll lächelnd beim Abschied. Bedrückt lief er nach Schiltigheim zur Schwiegermutter Leberle. Er traf sie an einem Hemdchen nähernd an, auch sie machte keinerlei Anspielungen. Einigmaßen befriedigt, versuchte er scherzhafterweise zu fragen, ob sie für ein Kinderheim arbeite. Mutter Leberle schaute ihn forschend an, dann sagte sie scharfbetont: „Es scheint mir, daß du keine Augen hast.“ Mit dieser Antwort wußte Fidibus nichts anzufangen. „Aber noch etwas habe ich dir zu sagen“, begann Mutter Leberle ernst. Fidibus horchte gespannt auf. „Mein lieber Schwiegersohn, ich habe unlängst in der Zeitung gelesen, daß du ein gesuchter Philatelist bist. Das ist eine gottlose Sorte von Menschen, wie mir versichert wurde, jawohl, so eine Art Freimaurer. Schäme dich. Hätten wir das gewußt, so wäre unser Kind nie in deine Hände geraten.“ Fidibus mußte trotz seiner Bedrücktheit herzlich lachen und versuchte Klarheit in die Verwechslung zu bringen. Zwischen Philatelist und Atheist sei ein gewaltiger Unterschied. Er fand aber keinen Anklang und verabschiedete sich. Unterwegs beschäftigten sich seine Gedanken mit allerlei Kombinationen. Ach was, wenn ich nach Hause komme, fällt mir meine Frau um den Hals, und alles ist wieder gut. Dem war nicht so, sein gemütliches Heim war leer, nur der Kanarienvogel trillerte ihm bettelnd entgegen, und die

Kaſe miaute um Futter. Troſtlos ſank Fidibus ermattet in einen Sefſel, las nochmals die Hiobsbotſchaft ſeiner Frau durch, und grübelte darüber nach, ob es angebracht wäre, die Polizei um Hilfe anzurufen. Nein, das geht nicht, Gott, welch' ein Skandal! Suche mich nicht, da wo ich mich aufhalte... ach Gott, o Gott. Es wurde ihm ſchwarz vor den Augen. Hungergefühl rumorte im Magen. Er trank den kalten Kaffee und würgte einige Brötchen hinunter, dann verſank er in einen ruhelofen Schlaf. Gegen Morgen erwachte er wie gerädert. Da ſagte ihm eine innere Stimme, gehe nach Truchtersheim zu der Selmel, die weiß ganz ſicher Beſcheid. Raſch aß er den Reſt des Kaffeetiſches, nahm eine Droſchke und hieß den Kutſcher drauſloſzufahren. Endlich kam der alte Kaſten ans Ziel. Die Mutter Selmels machte große Augen, als ſie den vornehmen Herrn ſah. Er gab ſich bekannt, fragte nach dem Wohlergehen der Familie, ſchwatzte ſo drumherum, bis er feſtſtellen mußte, daß die Selmel tatſächlich nicht zuhauſe war. Herr Chriſtian Ortelmaier empfahl ſich. Selmels Mutter ſchaute ihm kopfſchüttelnd nach. Durchgeſchüttelt, zermalmt kam er in ſeine troſtloſe Behauſung. So kann es nicht weitergehen, jammerte er, ich werde noch überſchnappen. Die Kaſe kam heranaegeſchlichen, der Konarienvogel ſah traurigſtumm im Käfig mit hängenden Flügeln. Gott helfe mir, ſeufzte Fidibus, was tun... Suche mich nicht... Worte zum Herabbrechen. Von nun ab verfiel der aeplote, ſeellich zermürbte Gatte in einen Zuſtand, der an Dämmerdaſein grenzte. Mechanisch verſuchte er die Kochkunſt, war aber durch ſeine Weltfremdheit nicht imſtande ein Herdfeuer anzufachen. Er aß, ſoweit es ging, die Speiſekammer leer und beſuchte da und dort ein Reſtaurant. Die Kaſe hatte den Vogel geſſen und war ausgekniffen. Schließlich erbarmte ſich die

Waſchfrau, die das Nötige im Haushalt beſorgte. Fidibus fühlte ſich am Sterben nahe. Zwei Wochen ohne Nachricht von ſeiner Annemarie! Der liebe Gott hat mich für meinen Egoismus beſtraft. Ja ſo iſt es. Er ſprach ſich Troſt zu, daß dieſe Läuterung ihm ſein geliebtes Weib wieder zurückbringen würde. Seine Markenſammlung, die er während der Ferienzeit in Schutz bringen wollte, war vergeſſen, vergeſſen als hätte ſie nie exiſtiert. Der Kummer ließ ihn nicht mehr ſchlafen. In den endloſen Nächten ſann er nach einer Möglichkeit, ſeine Frau irgendwo entdecken zu können. Wie eine Eingebung fuhr es in ſeinen Sinn, daß Annemarie eine Freundin hatte, die Schweſter auf dem Odilienberg war. Richtig, Schweſter Clotilde, eine frühere Penſionsfreundin. Dahin hat ſich meine Annemarie geflüchtet in Ferien, geflüchtet vor mir, dem hartherzigen Gatten. Also auf zum Odilienberg. Er nahm den Frühzug, fuhr nach Dittrott, von wo aus er die Pilgerfahrt unternahm. Sturm und Regen beſeitete ihn, durchnäßt bis auf die Haut kam er im Kloſter an. Borerſt aing er in die Kapelle, dort kniete er nieder und bat die Heilige im inbrünſtigen Gebet, ſie möge alles zum Guten wenden. Tränenauſgelöst entfernte er ſich, um die Schweſter aufzuſuchen. Sie kam beinahe ſchwebend, leichtfüßig in den Warteraum, und fragte nach ſeinem Begehren. Der Schweſter, einer Jugendfreundin ſeiner Frau, ja, dieſer Schweſter ſchüttete er offen ſein Herz aus, ohne Rückſicht auf ſich ſelbſt zu nehmen. Die Schweſter lächelte ſanft. „Ihre Frau iſt bei uns nicht als Penſionärin eingetragen. Aber ſo wie ich Annemarie kenne, wird ſie wieder in ihr Heim kommen. Sie iſt guten Herzens, aber wer ſie zum Äußerſten treibt, der muß es büßen. Ich kenne ſie genau. Und nun Gottbefohlen.“ Mit Dank ſtieg Fidibus,



Mit einem herzerlösenden Aufschrei stürzte er vor dem Bett auf die Knie . . .

durchwärmt an Körper und Seele vom heiligen Berg.

## 5.

Die dreiwöchigen Ferien gingen zu Ende. Planlos, kopflos irrte Fidibus wie einer in der Wüste Verlorener herum. Dann trieb es ihn zu seiner Mutter. Er konnte die Qual nicht mehr allein tragen. „Jesus Fidi“, rief sie erschrocken, „wie siehst du aus, Du bist ja ein lebendiger Leichnam! Komm, komm rasch.“ Sie führte ihn an der Hand in ein Nebenzimmer. Da stand eine Wiege und im Bett lag seine Annemarie, ihm lächelnd entgegenschauend. Mit einem herzerlösenden Aufschrei stürzte er vor dem Bett auf

die Knie, küßte der Wiedergefundenen die Hände und vergoß Tränen, Tränen, die noch nie so erlösend geweint wurden. Mutter Ortelmaier zog ihren Sohn an die Wiege, schlug die blau-seidenen Vorhänge zurück, und sagte mit großmütterlichem Stolz: „Sieh her, betrachte dir deine zwei kleinen Fidibusse!“

Überwältigt von all' dem unerwarteten Glück, packte er die Mutter, und tanzte mit ihr im Kreise herum.

Annemarie lachte ihr helles Lachen und rief: „Mutter, er glaubt er ist in Christians Garten.“

Da prallte Selmel in die Stube und schrie: „Jetzt awer Herr, isch erum mit dam Gebabbierels.“

## D'r Herrgottsdropfe.

Nach einer wahren Begebenheit  
von Max Hertwig

Wie dr lieb Gott am erschde Sundaavum schaffen-üsruhjt, het vor Fraid er zwische Rhin un de Dogese noch sich e Gaarden-aangelajt. Uff d'Berri pflanzt er Käab an Käawe un Madde, Wälder schafft sin' Hand. Loßt dann sin Sunneau druff schinne, drum isch's so scheen, des Elsaßland. — Dert düet noch hitt e Drepsel wachse, e Drepsel wie mr's nimmi sind, wenn aldi Litt des Drepsel schlecke, sie wäre widder jung; e Kind! Doch müesch de jedes Schlickel schidde mit Aandacht nummen-iwwer d'Zung, e Wil im Müll müesch es noch bhalte, rundräje, bisse: so wursch jung! Un d'Kinder schun im Land, sie wisse, aß mr dr Win in Ehre halt, aß mr 'ne mit Verstand müesch drinke un wer des lang düet, der wurd alt. — Dert isch emol e nejer Lehrer in so e Dersel frisch niengschnejt, un sini Frau het dert noch kurzem e scheene Daas e Bubbele krejt.



E Noochber kummt fer's Bubbele lüije — 's kummt im e bissel wunzi vor — bedäächdi düet sin Kopf im wacke. Er krazt sich allewil hinter'm Ohr: „Mit was düen Ihr des Bubbele nähre jeht in dr erschde Lävessitt?“ Dor Sorje lajt'r d'Stirn in Falde: „Ihr wisse, was mr Kinder gitt?“ Un d'Frau saut do, was sell se's leigle, wil's Kind jo noch nit esse kann: „Des Kind grejt grad wie andri Kinder jeht numme Millich, güeder Mann!“ Do maant dr Noochber ganz vrschrocke: „Was, Millich? Des sell güed for's sin? Des greje bi uns numme d'Heizle! Madam, was kummt Ejch in dr Sinn? Ihr düen des Kind mit Millich siedre? Ze horiche doch, was düen Ihr denn? Do kann des Bubbele jo niz wäre, wenn Ihr in-im ken Win düen genn!“

## Ein ferienachmittag

von Max Hertwig

Eine kleine, altersgraue steinerne Brücke über einem nahezu ausgetrockneten Wasserlauf, den grünes Schilf durchwuchert. Um die Ecke des linken Brückensfußes lugt ein Strauch und nickt, nickt und träumt.

Ich liege unter einer Kieferngruppe in den grünen Armen des Grafes. Eine alte, zerfallene Hütte dort am Waldeseingang. Ein altes Weib tritt eben heraus und ruft mit schriller Stimme einen Ziegenbock, der mit fast menschlich klingendem Gemecker herbeispringt.

Heißer Sommernachmittag. Stehend blickt die Sonne hie und da durch das Gezweig. Ich blinzle müde nach oben: „Pack dich fort, störe mich nicht!“

Mein Blick fällt wieder auf die Brücke. Ja, sie hat noch nichts gesehen von modernen Hängebrücken, von Betonpfeilern und eisernen Verstrebungen! Von Asphaltbelag und elektrischem Bogenlicht! Würde sie solche Stunde sehen, ihr alter Leib reckte sich vor Erstaunen und bräche dann wohl frachend zusammen.

Nein, altes Gemäuer, es ist besser so. Laß nur ruhig da draußen den Strom der Zeit vorüberspülen. Dir ist hier wohler. Du wirst noch manches Auge mit deinem Zauber erfreuen.

Kling, klang — von weither das Geläute der Eisenbahnstation. Unweit der alten Brücke läuft der Schienenstrang auf hohem Damme. Dort heßt einige Male im Tage der tobende Schnellzug vorbei. Die Menschen stehen an den Fenstern und blicken hinaus. Schnurr, geht das Rasen an der Brücke durch. Fort, fort, sie haben keine Zeit für deine Schönheit, alte Brücke, was kümmern sie sich um ein paar alte bauwürdige Steine, um einen schmutzigen Wassertümpel, das ist ja

lächerlich! Fort, fort, nur Geld verdienen. Ist ein Kurszettel nicht eine viel bessere Unterhaltung?

Fauchen, Stöhnen, da kommt das Dampfroß. Entsetzt schießt die Brücke nach dem Lärmen. An einem Fenster steht ein streng aussehender Mann, zeigt mit dem Finger auf mich und sagt zu seinem Nachbarn: „Sehen Sie mal diesen Faulenzer da im Grafe. Man sollte von Staats wegen einschreiten...“ Ich strecke ihm die Zunge heraus und lache, lache! Vergnügt blinzelt mir die Brücke zu...

Gottseidank... Der Lärm ist vorüber. In beschaulicher Ruhe liegt wieder alles.

Insekten umsummen mich. Eine Fliege setzt sich auf meine Nase. „Willst du fort, du Schlingel!“ Husch, weg. Da klettert ein grüngoldener Käfer im Grafe herum. Ein wunderschöner Anblick. Jetzt sieht er mich, stutzt. Die Fühler gehen hin und her. Ich greife nach ihm. Er nimmt Reißaus. Du hast es gut, Käferchen! Dich ärgert niemand. Oder doch? Ich wollte, ich wäre auch so ein freies Kerlchen wie du. Wie muß es herrlich sein, so ganz nach Belieben überall herumklettern zu dürfen in dem frischen Grafe, die funkelnden Tautropfen zu trinken, die Sonne sich ganz nach Wohlgefallen auf den Körper scheinen zu lassen. Was brauchst du dich um Welt und Menschen zu kümmern! Du bist von keinen „Bestimmungen“ eingeengt, kein Polizist oder Staatsanwalt bewacht mit Argusaugen deine Taten. Dabei hast du ein Köcklein an, dessen Schönheit seinesgleichen sucht. Ah, wer auch so frei sein könnte! „Ich gehe meinen Schlendrian“, beginne ich leise zu singen.

Dann fallen mir langsam die Augen zu. So müde, so müde — — — Doch

was will denn das alte Weib aus der Hütte da drüben, das jetzt auf mich zukommt? Vielleicht geht es vorbei, doch nein, es winkt mir zu, schon kann ich die Gesichtszüge erkennen: Hilf, Himmel, welche Scheußlichkeit! Jetzt ist das Weib bei mir. Der zahnlose Mund kichert mir zu: „Hi, hi, schöner, junger Mann! Möchtest gerne zu meinem Reich gehören, wärest gerne so ein goldenes Käferchen!“

„Scher dich davon, alter Schraubendampfer,“ knurre ich — die Alte war entschieden verrückt — „bist ja selbst ein niedliches Käferchen.“

„Sollst auch eines sein, mein lieber Schatz, sollst auch eines sein“, kicherte sie jetzt wieder. Sie streckte die dürre Knochenhand gegen mich aus und murmelte einige Beschwörungsworte, die sie mit zischenden Lauten hervorstieß. Entrüstet wollte ich aufspringen, um das alte Scheusal davonzujagen. Da fühlte ich zu meinem Schrecken, wie ich mehr und mehr zusammenschrumpfte. Höher und höher wuchs das Gras, dicker und dicker schienen mir seine Stengel. Endlich war es mir, als ob ich mich in einem furchtbaren Urwald befände. Was waren das für sonderbare Baumstämme, die da herumstanden? Sie hatten keine Rinde, sie waren fleischig, grün. Ich schaute an ihnen in die Höhe — kein Blätterdach. Und da gab es noch andere Stämme, an denen es sich zuoberst wie ein Schirm auseinanderspannte, gelb, rot, weiß, Stämme, an denen an Stelle des Schirmes es wie ein ungeheurer, dicker Kopf saß.

Und dann, dieses Leben in dem Walde — wie das wibbelte und kribbelte! Eben bog um einen der Baumstämme ein furchtbares Wesen. Ich stieß einen Schrei aus. Auf sechs scheußlich behaarten Beinen saß ein stahlblau glänzender Leib, den ein geädertes Flügelpaar deckte. Das Schrecklichste aber waren die Augen. Groß, dick, auf-

gequollen saßen sie am Kopfe und glogten mich unverwandt an. „Guten Tag, Herr Käfer“, sagte das Unwesen zu mir, „wie steht das Befinden?“ Mich durchfuhr ein Schreck: Was? Herr Käfer? Sollte die alte Hexe? — Ich sah an mir herunter und war nahe daran, umzusinken — wahrhaftig, da stand ich als leibhaftiger Käfer. Ich hatte grün-goldene glänzende, starre Flügel und zwei große Fühler am Kopfe — — — Barmherziger Himmel! „Na, tun Sie nur nicht so“, sprach die Gestalt wieder, „unsereins stammt mindestens von eben solcher vornehmen Familie wie Sie.“ Dabei erhob sie sich und slog mit dem brummenden Geräusch eines großen Flugschiffes in die Höhe. Nun erinnerte ich mich früher in meiner Menschenzeit solche Tiere gesehen zu haben, nur viel, viel kleiner: Es war eine Fliege! — — Das war ja eine nette Bescherung! Wenn nur dieser fürchterliche Wald nicht gewesen wäre! Ich versuchte weiterzugehen. Alle Augenblicke stolperte ich über ungeheure Wurzeln, die aus dem Boden herausstanden. Jetzt kam wieder jemand. Eiligen Laufes schoß es zwischen den Bäumen dahin. Bedeutend kleiner als ich, schleppte das Wesen einen mächtigen Balken zwischen den Kiefern, womit es alle Augenblicke an die grünen Baumstämme anstieß, sich öfters überkugelte, aber stets wieder flink auf den Beinen war und weiterrannte. Ich hatte schon mehr Übung im Erkennen der merkwürdigen Geschöpfe: Diesmal war es eine Ameise. Im Näherkommen sah ich — ich mußte vor Erstaunen mir die Augen reiben — meine fleißige Nachbarin, Frau Zumpe. „Frau Zumpe,“ rief ich ihr freudestrahlend zu, „Frau Zumpe, das ist aber nett, daß ich Sie treffe. Sagen Sie mir um des Himmels willen, wie komme ich denn hier wieder heraus aus diesem verwünschten Walde? Und wie kommen wir beide eigentlich in diesem sonderbaren Auspuß hierher?“

Sind Sie denn auch von dem alten Scheusal verhergt worden?"

"Ich habe keine Zeit, ich habe keine Zeit, Herr Nachbar, ich muß heute noch so viel arbeiten. Ich weiß gar nicht, wo mir der Kopf steht. Es ist schrecklich. Sehen Sie, gestern gab es ein großes Sterben in unserem Hause. Da hatte ein zweibeiniger Riese ein großes, durchsichtiges Ding mit einem langen Halse in unsern Berg hineingelegt. Zuerst wollten wir es herauschaffen. Es ging aber nicht trotz aller Anstrengung. Dann ließen sich einige von uns verleiten, in die Öffnung des Ungetüms hineinzukriechen. Immer mehr trocken hinein, ach, sie mußten alle ertrinken! Es war ein großer See scharfer Flüssigkeit darin. Jetzt wollen wir uns ein neues Haus bauen. Zuerst müssen wir unsern Nachwuchs, der noch in den Eiern schlummert, wegschaffen. Ja, ja, es ist schrecklich hier in dem Walde. Man muß sich vorsehen. Überall sind große Gruben, in denen Ameisenbären sitzen. Sie ziehen uns im Nu hinein und fressen uns auf. Guten Tag, Herr Nachbar, ich habe keine Zeit, ich habe keine Zeit!" "Frau Zumppe, Frau Zumppe," schrie ich aus Leibesträften hinter ihr her, "so hören Sie doch nur noch einen kleinen Augenblick, Frau Zumppeeeeeeh!..." Vergebens, sie war weg. Ein trostloses Gefühl grenzenloser Verlassenheit überkam mich. Ja, ich wollte ihr nachrennen, vielleicht konnte ich sie noch irgendwo erwischen. Sie mußte mir Rede und Antwort stehen! Doch wer kam denn da jetzt angestapft? Krachend bogen sich die Bäume! Das mußte ja wieder ein schönes Ungeheuer sein! Jetzt schoben sich die Stämme auseinander, und ein gräßlicher Körper zwängte sich zwischen ihnen durch. Das war ja ein Elefant! Ein Riesentier! Blitzschnell versteckte ich mich und beschaute mir wohlverborgen, aber vor Angst zitternd, die schaurige Erscheinung. Ein dicker Pelz von langen Haaren umgab das Tier. Ha, das ist ein

Maulwurf! Das schönste war, er hatte ein Gesicht wie der Herr, der da vorhin zum Fenster des Zuges herausgesehen und dem ich die Zunge herausgestreckt hatte. Wenn der mich entdeckte! Fort war ich! Erst nachher überlegte ich mir, daß ich einmal gehört hatte, daß Maulwürfe blind seien. Na, na, man konnte gar nicht wissen...

Plötzlich versperrte mir ein großer Berg den Weg, in dem es kribbelte und krabbelte. Die Geschöpfe, die da drin herumrumorten, schienen es alle schrecklich eilig zu haben. Ach so, das war ja der Hügel der guten Frau Zumppe, und richtig, da oben steckte das glänzende, dicke Etwas. Eine Menge Leichen sah man in ihm herumschwimmen. Da zitterte der Boden wie von Riesenschritten — eine Weile wurde es dunkel um mich her — dann sah ich, wie die Hand des Riesen — es war ein Mensch — das glänzende Ding aus dem Berg herauszog und die paar Ameisen, die noch daran herumkletterten, rücksichtslos abschüttelte. Sie fielen aus dieser entsetzlichen Höhe herab, merkwürdiger Weise, ohne sich etwas zu schaden. Schimpfend rannten sie davon. Der Riese schaute prüfend in die Flasche — als solche erkannte ich sie jetzt — nickte zufrieden und ging mit Donnerchritten weiter...

Mehr tot als lebendig kletterte ich über die Wurzeln, über den unebenen Weg weiter. Ich mußte doch endlich einmal aus diesem gräßlichen Walde herauskommen. Halt, fiel mir da ein, du könntest ja einmal versuchen, an einem der dicken Stämme in die Höhe zu klettern. Dort oben kannst du sicher Umschau halten. Gedacht, getan. Fest umfaßte ich den Stamm und wollte mich mit aller Anstrengung an ihm in die Höhe schrauben. Aber siehe da, es ging ganz leicht, ich brauchte mich gar nicht festzuhalten: ich konnte ganz einfach so hinaufklettern, genau so, als wenn ich auf dem Boden wäre. Schnell war ich oben. Ein großer, gelber Korb

war oben angebracht — es war eine glänzende Butterblume —, in den ich mich hineinsetzte. O, wie war das schön. Wie schaukelte das so nett hin und her! Das konnte ich mir schon gefallen lassen. Mir wurde wieder ganz wohl und ich ich vergaß für einen Augenblick mein Käferdasein. Welche herrliche Fernsicht hatte man von hier aus. Weit, weit da drüben war ein langer, grüner Berg, auf dem sich eine stählerne Mauer hinzog, die grell in der Sonne blitzte.

Schon wollte ich mein Lied wieder beginnen: „Ich gehe meinen Schlendrian“, als sich plötzlich über meinem Kopfe ein schreckliches Brausen und Rauschen erhob. Ein großer, dunkler Körper schien sich auf mich herunter zu stürzen, ich fühlte mich wie von eisernen Klammern gepackt, ich hörte das Krachen meiner schönen Flügel, eine schreckliche Todesangst überfiel mich: „Laß los, laß los, ich bin ja ein Mensch!“ brüllte ich heraus...

„Sie scheinen aber lebhaft geträumt zu haben, lieber Herr,“ hörte ich eine ruhige Frauenstimme sagen. Was war das? Also doch kein Käfer und noch am Leben? Mühsam öffnete ich die Augen und blickte in ein gütiges, altes Frauenantlitz, umrahmt von einer blendend weißen Haube, unter der silberne Haare hervorquollen. Schalkhaftes Lächeln umzuckte die Mundwinkel... Es war die alte Frau aus der kleinen Hütte am Waldesrande...



## G'fundheit!

In Strooßburri gitt 's e manniches Stiwwel,  
wo m'r e güedes Winnel schlucht.  
's het Drepsle dert! Minsez nit iwel!  
Grejsch kenne, wo de Rache bußt!

Saasch „Mähkisch“, „Hiehnerloch“, die Nāme,  
wo alle Winnfreund heili sin,  
saasch „Heili Graab“! M'r mießt sich schämme,  
wemmer nit wißt, wo güet dr Winn.

Un wenn im Spootjoohr d'Kränz hüshenke  
üs Rääblaub, wil's do „Neijer“ gitt,  
no müeß ich allwil an Eijsch denke  
im Stiwwel dert, Ihr bravi Litt.

Hebb's Glas an 's Müll! Es laaft vun-aase  
un wenn d'haam au no d'Mamme schelt!  
Ihr Brieder mit de roode Naase:  
Alle Gebodd! G'fundheit! Es gelt!

M. H.

## Das Schuldgeständnis.

(Aus elsässischer Vergangenheit, erzählt von Max Hertwig.)

Uur noch eine kleine Wegstrecke trennte den Wanderer, der sich müde und bestaubt auf einem Hügel unweit des elsässischen Dorfes Dachstein zur kurzen Rast niederließ, von seinem Ziele. Tief aufatmend sog er den Anblick, der sich ihm von seinem Ruhepunkte aus bot, wie in durstigen Zügen in sich ein. Im Westen schickte sich eben der rotglühende Sonnenball an, hinter die Vogesenberge hinunterzusinken, deren tiefblaue Kette sich in fast greifbarer Nähe wie eine unübersteigbare Mauer in die Höhe wuchtete. Weithin durch das Land konnte das Auge dem gezackten Gebirgskamme folgen, dessen beide Enden sich allmählich in die Ferne verloren und endlich ganz in den Himmel überzugehen schienen. War letzterer noch bis eben blau gewesen, so ergoß sich jetzt eine goldene Flut durch die Luft, und tausende von Insekten tanzten, sich ihres kurzen Daseins freuend, in diesem milden Feuerstrome auf und nieder. Hoch oben in dem goldenen Meere ließen die Lerchen, kleinen schwebenden Punkten vergleichbar, ihr frohes jubelndes Abendlied hören. Mauersegler haschten im Fluge mit langgezogenem, hellem Kreischen nach ihrer Beute.

Auf der anderen Seite der Rheinebene zogen sich die Berge des Schwarzwaldes hin, die zu dem steinernen Schwurfinger des Straßburger Münsters einen trefflichen Hintergrund abgaben und dessen durchsichtigen Bau in vollendeter Klarheit sehen ließen.

Wie ein bunter Teppich lag das Abendfrieden atmende Land da mit seinen Äckern, Wiesen und Rebhügeln, aus denen sich die roten Dächer ungezählter Dörfer hervorhoben. Wie mit schmeichelnden Armen umfaßten

die Sonnenstrahlen noch einmal die Berge, die Bäume, die spitzeiebeligen Häuser und winkten ihren Scheidegruß in die offenen Fenster hinein.

Ja, es war ein wunderbares Land, dieses Elsaß, es war ein rechter Gottesgarten. Gewiß bot die weite Welt größere Schönheiten, aber wer diese liebliche Gegend seine Heimat nannte, der konnte sie nie vergessen, dem war sie ins Herz gegraben. Ihm erhöhte sich ihr Reiz bei jedem neuen Anblick, ganz besonders aber, wenn er sie nach jahrelanger Trennung wiederjah.

Der Blick des jungen Mannes glitt jetzt über die Häuser des vor ihm liegenden Ortes, seines Heimatortes, der trostlich und wohlverwahrt aus seinen hohen Mauern herausraate. Tiefe Gräben umzogen ihn und eben senkte sich die Zugbrücke rasselnd herunter, um das von der Weide heimkehrende Vieh hineinzulassen. Hinter den Zinnen lugte ein reisiger Knecht ins weite Land.

Seine Wanderfahrten hatten Kunrad Giesebrecht weit herumgeführt. Nun kehrte er heim und gedachte als ehrsammer Meister der Schlosserzunft seinem geliebten Handwerk obzuliegen. Reich an Erfahrungen war er in der Fremde geworden, älter und klüger, doch seine Heimat hatte er nimmer vergessen. Wie waren sie ihm so teuer, die trauten Stätten seiner Kindheit! Die hohen Mauern umschlossen eine Welt für ihn. Er hatte lärmende Städte, er hatte die Pracht des Lagers der Kaiserlichen Majestät gesehen — seine Hand tastete ehrfurchtsvoll nach dem Hute, — doch, was bedeutete das gegen seine Heimat, seine Welt, seine Lieben. Das sorgende Mütterlein, die gute Schwester, wie würden sie sich ob seiner Rückkehr

freuen! Die Schwester hatte er verlassen, als sie noch nahezu ein Kind war; wie wird sie emporgeblüht sein! Ein fast wehmütiges aber doch stolzes Gefühl beschlich ihn, wenn er daran dachte, daß sie vielleicht bald einem braven Manne folgen würde, der sie zu seinem Eheweib begehrte. Einen aber würde der Heimgekehrte schmerzlich vermissen, den teuern, geliebten Vater.

Er, der allezeit dort in dem Häusergewirr eine rastlose Tätigkeit zur Ehre der Kunst entwickelt hatte, er war nicht mehr. In dem Gottesacker zu Füßen der altehrwürdigen Kirche ruhte sein sterblicher Leib. Fast zur selben Zeit, als Kunrad seine Lehrzeit beendet hatte und sich zur weiteren Vervollkommnung in seinem Handwerk auf die Wanderschaft begeben sollte, schied dieser treue und uneigennütige Mann aus dem Leben. Heiß war der Schmerz um ihn gewesen, zu dem Kunrad wie zu einem Freunde aufjah und beinahe schien die Wanderschaft in Frage gestellt zu sein. Doch die tapfere Mutter wollte von einem Aufgeben des schon vorgefaßten Wanderplanes nichts hören und übernahm die schwere Pflicht, die ehrfame Schlosserwerkstätte mit dem bewährten Alt-Gesellen Bernhard weiterzuführen. Da war Kunrad, wenn auch schweren Herzens, gegangen.

Und dann war da unten noch jemand, bei dem jetzt die Gedanken des Heimkehrenden verweilten. — Wie mochte sie jetzt groß und schön geworden sein, die liebliche Maria, seine und seiner Schwester Gespielin, des verwitweten Schultheißen Tochter. Wie oft hatte er ihrer gedacht in dem Getriebe der Städte, ihre unschuldsvollen Augen waren seine Begleiter, seine Beschützer gewesen, wenn die Versuchung an ihn herantrat. Und wahrlich, es war nicht immer leicht gewesen, den Lockungen zu widerstehen. War er doch ein schlanker, hübscher Burische, dem das braune Kraushaar nicht übel zu Gesichte stand.

Wie mancher verlangende Frauenblick hatte ihn getroffen, sodaß sein Blut in Wallung geraten war. Doch da tauchte stets Marias Gestalt vor seinem geistigen Auge auf und alles prallte von ihm ab. Wußte er doch, sie war ihm gut. Wie hatte sie ihm beim Abschied so warm die Hand gereicht und sich dann verstohlen abgewandt, um die Tränen zu verbergen. Besonders der Aufenthalt in seiner letzten Arbeitsstätte bei der jungen, lebenslustigen Witwe in der Schlossergasse zu Straßburg wäre ihm schier gefährlich geworden. Dachte die schwarzäugige, hübsche Frau sogar allen Ernstes daran, Kunrad zu ihrem Eheherrn zu machen. Aber da hatte er sich losgerissen — sah er doch die junge Meisterin nicht gerade ungern — und war seinem Heimatsorte zugeeilt. Frau Meisterin, lebt wohl! Mein Herz kann ich euch nicht schenken. Ich eile noch Hause zu einem lieben, blonden Mädchen. — Doch jetzt schlichen sich trübe Wolken auf Kunrads Stirne, der gestrenge Herr Schultheiß, Marias Vater? An den hatte er bisher in seinem Glücksempfinden ja gar nicht gedacht, würde der eine solche Wahl seiner Tochter billigen? War er nicht ein gar stolzer, hoffärtiger Mann, der wahrscheinlich einen ganz anderen Eidam im Kopfe hatte? Schon als Knabe hatte Kunrad den finstern, verschlossenen Mann gefürchtet, der sich von seinen Mitbürgern fast ganz abschloß und nur Verkehr mit den hohen Würdenträgern der nahen Stadt Straßburg pflog. Kunrad erinnerte sich als steten Gast in des Schultheißen Haus den schon ältlichen, verknöcherten Straßburger Ratschreiber gesehen zu haben. Sollte der? — Eine heiße Blutwelle schoß in das Gesicht des jungen Mannes und unwillkürlich ballte sich seine Hand zur Faust. Wie drohend sah er sich um und wurde sich eigentlich jetzt erst des verurufenen Plazes inne, in dessen Nähe er weilte. Es war der Rabenstein, der



Jäh fuhr er aus seinen Träumen empor, als ein eiliger Schritt an sein Ohr schlug...

Nichtplatz des Ortes, auf dem sich der Galgen drohend abhob. Rasch sprang er auf und wollte seinen Weg fortsetzen, da die abendlichen Schatten sich inzwischen schon tiefer gesenkt hatten, als von fernher eine helle Glockenstimme anhub, zur Abendandacht zu läuten. Ein wunderbares, klingendes Summen erfüllte die Luft, als alsbald die Glocken der ungezählten Dörfer und Dörfchen in den Bergen und der Ebene einfielen. Wie ein Meer von Tönen wogte es um ihn her. Seine Miene heiterte sich zusehends auf. Das bald tiefe, bald helle Klingen, dann Durcheinanderwogen der ehernen Rufe schien ihm eine frohe Botschaft zu sein.

Nein, er als ehrfamer Handwerksmeister, auf dem kein Makel ruhte, durfte seine Augen ruhig zu der schönen Schultheisentochter erheben. Frommen Sinnes zog Kunrad jetzt den Hut und verrichtete gläubig seine Andacht, um dann noch eine Weile versunken der frohen Verheißung zu lauschen. —

Näh fuhr er aus seinen Träumen empor, als ein eiliger Schritt an sein Ohr schlug. Eine schlank Frauengestalt erschien just an der Wegebiegung und näherte sich rasch. Und da, — durfte er seinen Augen trauen? „Maria!“ brach ein lauter Freudenjubel aus seinem Innern empor. Ja, sie war es, der noch eben seine Gedanken gegolten hatten. „Du bist's Kunrad?“ In freudiger Aufwallung reichten sie sich die Hände und sahen sich glückstrahlend in die Augen.

Ihr Heiligen, war das Mädchen schön geworden! Ebenmäßig und schlank straffte sich ihr Körper empor, auf dem ein von schweren, blonden Flechten umrahmtes Köpfchen saß.

„Maria, du bringst mir den ersten Gruß der Heimat. Es soll eine frohe Vorbedeutung für mich sein.“

„Sei willkommen, Kunrad! Möge deiner Heimkehr die Gnade des Himmels zu teil werden.“

Warm und herzlich hatte sie diese Worte gesprochen, doch jetzt entzog sie ihm wie erschrocken rasch ihre Rechte und ein scheues Erröten überflog ihr schönes Gesicht. Kunrads Brust beschlich eine seltsame Bangigkeit. Bekommen schritten sie dem nun fast ganz in abendliche Schatten gehüllten Orte zu. Nun, da er das geliebte Mädchen so nahe bei sich wußte, verschlug ihm die Rede. Je mehr er sich aber in die Betrachtung der lieblichen Züge Marias verlenkte, desto mehr ahnte ihm, daß sie an einem geheimen Kummer leiden müsse. Als aber die Geliebte ihm nun mit leiser, oft stockender Stimme erzählte, daß sie bei den frommen Schwestern im St. Odilienkloster geweilt habe, von denen sie jetzt zurückkehre, wurde seine trübe Ahnung zur Gewißheit. Maria hatte sicherlich dort in der stillen Klosterkirche inbrünstig zur Himmelkönigin gebetet, ihr heimliches Leid ihr zu Füßen gelegt und um Trost gesleht. Kannte er doch ihren frommen Sinn, der sich während ihrer Erziehung bei den Klosterschwestern so schön entfaltet hatte.

Als sie die Zugbrücke überschritten, rief ihm der alte Torwärtel Heinrich, dessen biederer Gesicht noch saltenreicher geworden war, ein ehrlich gemeintes: „Grüß Gott, Kunrad!“ zu. Bald nahmen sie die altvertrauten Gassen auf, wo die Menschen, die erquickende Kühle des Abends genießend, lachend und plaudernd vor den Türen saßen und manches frohe Wort der Begrüßung floß dem jungen Manne zu. Selbst die Häuser mit ihren überhangenden Stockwerken schienen ihm freundlich zuzuwinken, und der alte Marktbrunnen dort ließ noch immer sein fröhliches Geplätscher hören. Die Nacht war mittlerweile ganz herabgesunken. Das silberne Mondlicht um-

spielte die Wetterfahnen, Schornsteine und Dächer und zeichnete deren Umrisse scharf auf dem holperigen Steinpflaster der Straßen ab. Jetzt erhellten sich einzelne Fenster und schienen mit dem Glanz des Himmelkörpers weiteifern zu wollen. Aus den Schänken und Zunftstuben schallten Gesang und Lauterklänge, das Gelächter froher Menschen heraus, die nach heißer Tagesarbeit den vollen Weinbecher kreisen ließen. Fürwahr, ein lustiger und doch tüchtiger Menschenschlag verbrachte hier seine Tage, stark in der Arbeit, froh-bescheiden im Genuß!

Ein trauliches Gefühl des Geborgen-seins überkam Kunrad. Seine Knabenjahre zogen an seinem Auge vorüber, und er gedachte der Stunden, wo das neben ihm schreitende Mädchen seine jugendlichen Spiele geteilt hatte. Schon als Kind hatte die stille, blonde Maria einen guten Einfluß auf den wilden Jungen ausgeübt, ihr allein gab er nach, sie allein konnte ihn nach Belieben lenken. Jetzt fühlte er deutlicher als je, was sie ihm war, und daß sie die Seine werden müsse. Jeder Augenblick des kurzen Beisammenseins hatte seine Liebe zu ihr mächtiger aufflammen lassen. Er wußte, daß sich sein Schicksal schon entschieden hatte. Kein anderes Weib würde er lieben können, nur sie, die Einzige. Jeden Widerstand, der sich ihm bieten sollte, würde er zerbrechen. Seine stürmische Natur bäumte sich auf bei dem Gedanken, daß man ihn zurückweisen, daß Maria das Weib eines anderen werden könnte.

Unterdesen waren sie am Hause des Schultheisen angelangt und Kunrad verabschiedete sich von dem Mädchen. Er hatte wohl gesehen, wie gerade in demselben Augenblick dort eine Gestalt zu Vierde stieg, um eilends davonzutreten, bemerkte aber nicht den stehenden Blick, der für eine kurze Weile auf ihm haftete. Es war der Straßburger Ratschreiber Dietrich gewesen. Das Mädchen verschwand in der

Türe und Kunrad eilte nun nach Hause zu Mutter und Schwester, nicht ohne Maria ein zärtliches „auf baldiges Wiedersehen!“ nachgerufen und ihr lange nachgeblickt zu haben. Kunrad war es auch entgangen, daß an einem der Fenster der Schultheiß gestanden und mit finsterner Miene sie beide beobachtet hatte.

Maria trat in ihres Vaters Zimmer, um ihm einen guten Abend zu wünschen. Der mürrische Mann schien ihren Gruß vollkommen überhört zu haben.

„Maria“, — seine Stimme klang wie fernes Wettergrollen. — „Maria, weshalb lehrst du erst jetzt zurück? Hatte ich dir nicht befohlen, frühzeitig wieder hier zu sein? Weshalb übertrittst du das väterliche Gebot?“

„Vater,“ erwiderte Maria leise, „vergebt, ich weiß, ich bin schuldig. Aber, seht, der Tag bei den frommen Schwestern war so schön, daß mir die Trennung von ihnen schwer fiel. Verzeiht deshalb die Verspätung.“

„Schweig!“ rief der Schultheiß. „meinst du denn, ich hätte nicht schon lange beobachtet, daß du unsern Gast, den Ratschreiber, meidest? Anstatt, daß du hier weiltest, wie es deine Pflicht wäre, bleibst du bis zu sinkenden Nacht fern vom Hause, und läßt dich dann von irgend einem jungen Saufewind vor die Türe begleiten!“

„Vater, ich bitte euch, seid nicht böse. Es war der junge Kunrad Giesebrecht, der heute erst von seiner Wanderschaft wieder nach Hause gekehrt ist.“

„Was will dieser Betteljunge von dir? Achtest du so deine Herkunft, deine gute Familie, daß du dich mit jedem hergelaufenen Burischen einläßt? Weißt du denn nicht, daß diese Leute tief unter dir stehen?“

„Vater,“ entgegnete die Tochter mit sanftem Vorwurf, „sind es nicht ehrsame, rechtschaffene Menschen, mit denen Umgang zu pflegen kein Fürst sich zu scheuen brauchte und dann, sind wir nicht vor Gott alle gleich?“

„Narrenpoffen“, fuhr der Schultheiß wütend auf, „leben wir hier auf der Erde oder schon im Himmel? Oder willst du damit beginnen, uns den Himmel auf die Erde zu bringen? Dann fange zuerst damit an, die Menschen zu Engeln zu machen. Ich fürchte nur, du wirst nicht viel Ergebnisse erzielen. „Sieh, Maria“, fuhr er etwas ruhiger fort, „ich will nur dein Bestes; wir leben ein langes Leben auf dieser Welt. Wer weiß, was nachher kommt. Ich stehe fest mit beiden Füßen auf dieser Erde; die Freuden, die uns im Jenseits erwarten sollen, sind mir zu unsicher, als daß ich auf alles verzichtete, was sich uns hier bietet. Und so denke ich mir auch nur dein Glück. Der Ratschreiber Dietrich hat um deine Hand angehalten, ich habe ihm natürlich geantwortet, daß es mir eine Ehre sein werde, ihn zum Eidam zu bekommen. Du wirst ein glänzendes Leben führen können. Du wirst beneidet werden von deinen Altersgenossen. Ich denke, du bist deinem Vater von Herzen dankbar, daß er dir deine Zukunft so schön und angenehm gestalten will.“

Aus Marias Wangen war bei diesen Worten alles Blut gewichen. Zitternd tastete sie nach der Lehne eines der hohen Stühle, um sich zu stützen. Die Worte des Vaters hatten sie wie ein Donnererschlag getroffen.

„Vater“, entgegnete sie mit flehender Stimme, „das kann euer Ernst nicht sein. Verachtet ihr so die Lehren unseres Erlösers, gelten euch seine Verheißungen so wenig? Hat er nicht um des Jenseits willen, um aller Menschen willen, sein Leben in Armut und Entbehrungen verbracht? Fürchtet ihr nicht für das Heil eurer Seele? Was hilft euch aller irdische Glanz, wenn ihr der ewigen Verdammnis anheimfallt? Ich trachte nicht nach den vergänglichen Gütern dieser Welt! Niemals könnt ihr so grausam sein, eure Tochter an den Ratschreiber zu verkaufen. Bei dem Andenken an unsre

teure Entschlafene, an meine Mutter, beschwöre ich euch: Laßt ab von euren Plänen, sie bringen euch keinen Segen!“

Maria war bei diesen Worten mit wie zum Gebet verschlungenen Händen auf ihren Vater zugetreten und versuchte ihm bittend ins Gesicht zu blicken.

Ihre Entgegnung hatte diesen jedoch so aufgebracht, daß er die Bittende unsanft zurückstieß: „Undankbare, aus meinen Augen! Du wagst es, dich meinem Willen zu widersetzen? Ich werde deinen Troß brechen! Geh jetzt sofort auf deine Kammer. Ich werde dir einige Tage Bedenkzeit lassen, ob du mir gehorchen willst oder nicht. Bis dahin erdreiste dich nicht, dich vor mir sehen zu lassen. Hinaus!“

Mit gebieterischer Handbewegung zeigte er gegen die Türe, und Maria ging leise weinend von dannen. — In ihrem Zimmer kniete sie auf den Bettstuhl nieder und flehte die Hilfe des Himmels in langem, inbrünstigem Gebete herab. Nach einer Weile stand sie auf, trat an das Fenster, in dessen Buhenscheiben sich das Mondlicht in vielfarbigem Widerschein spiegelnd brach, öffnete es und blickte in die ruhige, glanzverklärte Sommernacht hinaus. Sie gedachte ihrer teuren, entschlafenen Mutter. Wie fehlte sie ihr jetzt! Allein mußte sie den Kampf mit dem harten Vater durchfechten. Denn trotz aller kindlichen Ehrfurcht vor dem Vater war ihr schon jetzt klar, daß sie niemals seinen Wunsch bezüglich des Ratschreibers würde erfüllen können. Ihre Gedanken flogen zu Kunrad, sie sah dessen liebes Gesicht deutlich vor sich. Nie wollte sie einem anderen Manne zu eigen sein. Daß er sie liebte, war ihr seit heute Abend klar. Mit dem Scharfsinn des Weibes hatte sie seine Neigung auf den ersten Blick erkannt. Sollte die Vorsehung ihr das Glück, Kunrad für immer anzugehören, versagt haben, nun, dann wollte sie sich

eine andere Zuflucht suchen, dann würde sie — den Schleier nehmen!

Ihr Blick suchte die Berge. Ja, dort drüben, dort in dem Kloster der heiligen Odilia, wollte sie die Braut des Himmels werden, dorthin würde sie sich vor den unerbittlich harten Stürmen des Lebens flüchten. In dem waldumfriedeten, stillen Erdenwinkel wollte sie dann alle die schönen Träume von Liebe und Glück begraben und ganz in Gott leben. „Allgütige Vorsehung“, murmelte sie und erhob ihre Augen nach dem Himmel, an dem die Gestirne in erhabener Reinheit funkelten, „sei mir gnädig. Doch nicht mein, sondern Dein Wille geschehe.“

\*\*

Kunrad hatte mit Mutter und Schwester ein frohes Wiedersehen verlebt. Auch der biedere Bernhard bot ihm einen herzlichen Willkommengruß. Jetzt war der junge Meister wieder da, zwei kräftige Arme mehr in der Werkstatt. Eine ganze Reihe von Arbeitsaufträgen war vorhanden, darunter die Lieferung eines schmiedeeisernen Lozes für die nahegelegene Benediktinerabtei. Wie freute sich der brave Bernhard, wieder einen Berater, einen Freund und vielleicht gar bald einen — Schwäher zur Seite zu haben. Er hatte eine tiefe Zuneigung für Kunrads Schwester Odilia gefaßt. Seine Liebe wurde erwidert, dessen war er gewiß. Nun war ihre dauernde Verbindung wohl gar bald in greifbare Nähe gerückt. Bernhard kannte die Gesinnung Kunrads zu genau, um nicht zu wissen, daß dieser gerade ihn freudig als Schwäher begrüßen würde.

So malte er sich die Zukunft in den freudigsten Farben aus.

Kunrad plauderte in seiner offenen und herzlichen Art von seinen Wanderfahrten. Glücklich hing die Mutter, mit liebevollem Blick die Schwester an seinem Munde. Welch schmucker, junger Mann war er doch geworden! Für-

wahr, jedes Mädchen konnte stolz sein, wenn er es zu seinem Gemahl erwählte.

Bald hatten die Frauen herausgehört, daß Kunrads Herz sich schon entschieden hatte. Als sie jedoch den Namen des Gegenstandes seiner Neigung erfuhren, wurden ihre Mienen ernst und nachdenklich. Durch ihre ausweichenden Antworten argwöhnisch gemacht, beschloß Kunrad, seine Sache sobald als möglich zur Entscheidung zu bringen und bei dem Vater Marias in aller Form um ihre Hand anzuhalten. Vorher wollte er aber der Geliebten sein Herz erschließen und sie fragen, ob sie seine Zuneigung erwidere. Hatte er erst ihr Jawort, dann sollte ihm niemand sein Glück rauben können. Er kannte kein Zaudern, wenn er einen Entschluß gefaßt hatte. Jedes Zögern war seiner stürmischen und etwas heftigen Art in der Seele verhaßt.

Schon der nächste Tag war seinem Vorhaben günstig. Maria hatte die Abwesenheit ihres Vaters benützt, um ihre Freundin Odilia zu besuchen. Vielleicht war auch die aheime, uneinaestandene Nebenabsicht dabei mitbestimmend gewesen, Kunrad sehen und einige Worte mit ihm tauschen zu können.

Odilia war mit der Mutter ausgegangen, und so traf Maria den jungen Meister allein zu Hause. Die herzlichen Bitten Kunrads bewogen sie, zu verweilen und ihm Gehör zu schenken... Die Liebenden verbrachten selige Augenblicke — leider sollten es die einzigen ihres Lebens gewesen sein...

Kunrad teilte der Geliebten nichts von seinem Vorsatz mit, bei dem Vater um ihre Hand anzuhalten. Vielleicht fürchtete er, daß sie ihn wankend machen oder ihn gar von der Ausföhrung seines Planes abhalten würde.

An einem der darauffolgenden Tage begab er sich klopfenden Herzens auf den Weg zum Schultheißen. Manches Mädchenauge blickte dem jungen Manne verlangend nach, der in seinem Feiertagsgewand so stattlich ausah.

Ein ihm unerklärbares Gefühl wollte ihn unterwegs beschleichen. Es war ihm, als ob eine innere Stimme ihn warne, als ob sie ihm zuzuslüstern schien: „Tu's nicht, tu's nicht!“ ...

Der Schultheiß saß in seinem Zimmer und maß den Eintretenden mit hochmütiger Miene von oben bis unten.

Als Kunrad seine Bitte in wohlgefeßten Worten vorgetragen hatte, brach der Schultheiß in höhnisches Gelächter aus:

„Was sagt ihr da? Meine Tochter soll ich euch zum Weibe geben? Ihr seid wohl nicht recht bei Troste? Nein, nein! Schlagt euch das aus dem Kopfe! Maria wird niemals das Weib eines Schlossers, so wahr ich Schultheiß bin.“

Dem jungen Manne stieg die Zornesröte ins Gesicht: „Herr Schultheiß, mein Stand ist ein ebenso ehrenwerter wie der eure. Wohl weiß ich, daß ihr mit eurer Tochter hochfahrende Pläne im Kopfe habt. Doch seht, Maria liebt mich und wird an der Seite eines anderen Manne nie glücklich werden.“

„Behaltet eure Ratschläge für euch, junger Mann, und kümmert euch nicht um mein Tun, für das ich mir allein Rechenschaft schuldig bin.“

„Herr Schultheiß, habt ein Einsehen und denkt zuerst an das Lebensglück eures Kindes: Gebt mir Maria zum Weibe!“

„Nein, niemals!“

In der Seele Kunrads fing es an zu tochen: „Ist das euer letztes Wort, Herr Schultheiß?“

„Ja, mein letztes!“

Jetzt kannte der ehrliche Zorn Kunrads über den hochfahrenden Manne vor ihm, der sich dem Glück zweier junger Menschen so in den Weg stemmte, keine Grenzen mehr. Er drohte ihm mit der geballten Faust und schrie: „Das wird euch noch gereuen, Herr Schultheiß! Verflucht sei euer stolzer Hochmut, er wird euch keinen Segen bringen!“

Der Schultheiß war vor Erregung

bleich geworden. Jetzt sprang er wütend auf und rief:

„Aus meinem Hause, ihr Junker Armut!“

\*\*

Traurige Tage begannen für die Liebenden. Der Schultheiß untersagte seiner Tochter jeglichen Verkehr mit der Giesebrecht'schen Familie, ja mehr noch: Er hielt Maria in strengstem Gewahrsam. Die jungen Leute sahen sich nicht mehr. Kunrad suchte Trost und Vergessenheit in seiner Arbeit, was ihm aber nur zum Teil gelang. Stieg das Bild des Schultheißen in seiner Seele auf, dann wollte ihn der Zorn übermannen. Schwer lastete die ihm ange-tane Beleidigung auf ihm. Der hochmütige Mann stand seinem Glück im Wege. Kunrad ertappte sich bisweilen bei der Vorstellung, daß der Tod des Hochfahrenden eine Erlösung für ihn und Maria bedeuten würde: das Hindernis wäre dann beseitigt gewesen. Doch immer schüttelte er diese sträflichen Gedanken mit einer Gebärde des Abscheues von sich ab und wandte sich mit verdoppeltem Eifer seinen Arbeiten zu ...

Durch seinen außerordentlichen Fleiß war das Tor für die Benediktinerabtei fertiggestellt worden und Kunrad wollte es am nächsten Tage selbst an Ort und Stelle bringen. Er freute sich, den würdigen Abt und die frommen Brüder wiederzusehen. Als Kunrad sein Haus verließ, sah er den Schultheißen vorüberreiten. Die frühe Morgenstunde deutete darauf hin, daß dieser einen weiten Weg vor sich habe. Vermutlich eilte er zu seinen hochmögenden Freunden nach Straßburg, wo bei Becherklang und Freudenschmauß irgend ein Fest gefeiert werden sollte, von dem der Schultheiß erst in später Nacht nach Hause zurückkehren würde. Vielleicht auch — Kunrad fühlte bei diesem Gedanken eine eisige Kälte durch seinen Körper rinnen — würde sich das Schicksal Marias heute dort entscheiden,

vielleicht sollte sie heute dem Ratschreiber zugesprochen werden. Der junge Mann warf dem Davontrabenden einen zornsprühenden Blick nach und umklammerte unwillkürlich fester den großen Schmiedehammer, den er in der kräftigen, sehnigen Hand trug. Er erinnerte sich, daß ihm der fromme Abt früher einmal von dem Heidengotte Tor erzählt hatte, der einen sagenhaften Hammer durch die Lüfte geschleudert und ihn schmetternd auf die Erde habe niederfahren lassen, um seine Widersacher zu vernichten. Kunrad erschrak und bekreuzigte sich voll Scheu bei dem unchristlichen Einfall.

Der Abt empfing ihn auf das freundlichste. Bald war die Arbeit vollendet. Der würdige Mann zeigte sich sehr erfreut über das gelungene Kunstwerk und bat Kunrad, für heute sein Gast zu sein.

Die Nacht senkte ihren Mantel schon über das Land, als Kunrad die Abtei verließ. Noch in der Ferne hörte er den vielstimmigen Chorgesang der Brüder, die ihren Abendgottesdienst verrichteten. Feierlich, von getragenen Orgeltönen begleitet, glitt die Weise durch die köstliche Abendluft. Der Aufenthalt bei den frommen Männern hatte seinem erregten Gemüt wohlgetan. Kunrad wandte sich noch einmal zurück. Freundlicher Lichtschimmer erhellte die Fenster der Abtei und ein beruhigendes Gefühl durchzog seine Brust bei dem Anblick.

Dann machte er sich auf den Weg, seinem Heimatorte zu. Seine Gedanken flogen zu Maria. Er konnte es nicht fassen, unmöglich schien es ihm zu sein, vielleicht auf immer die Geliebte verlieren zu müssen.

Ja, wäre er reich, dann hätte er vielleicht Gnade vor den Augen des ehrgeizigen Mannes gefunden, der der Vater seiner Geliebten war.

Unterdessen erreichte er den im Dunkel versunkenen Wald und befand sich bald an der Wegkreuzung, wo die von

Strasbourg herführende Straße einmündete. Dabei fiel ihm ein, daß der Schultheiß wohl noch nicht zurückgekehrt war und erst in einigen Stunden hier vorbeikommen mußte. ....

\*\*

Tiefe Nacht.... Finster ragt der Wald zu beiden Seiten des Weges empor. Nur verschwommen heben sich die Wipfel der Bäume gegen die hellere Tönung des bedeckten Himmels ab.... Die Natur schweigt wie in Erwartung schwerer Dinge... Fernes Wetterleuchten und irgendwoher ganz leises, fernes Donnernrollen in unendlichen Zwischenräumen.... Lastendes Schweigen liegt über dem Walde. Nur die langgezogenen Rufe eines Käuzchens sind vernehmbar...

Ein Reiter nähert sich auf dem von Strasbourg herführenden Wege. Undeutlich nur in schwärzlichem Grau ist die Straße zu erkennen. Vorsichtig, wie ängstlich fühlend, setzt das Pferd seine Hufe auf den Boden. Der Reiter — es ist der Schultheiß — sitzt träumend im Sattel. Der Zauber der schlafenden Natur gleitet spurlos an seinem verhärteten Sinne ab. Ehrgeizige Bilder erstehen vor seinem Auge. Heute hat er im Kreise der hohen Straßburger Herren gefessen und dem Ratschreiber endgültig die Hand seiner Tochter zugesagt. Bald soll die Hochzeit stattfinden. Er schwelgt förmlich in dem Gedanken, daß er nun bald durch verwandtschaftliche Bande mit einer der ersten Straßburger Patrizierfamilien verbunden sein wird. Er denkt an sein steigendes Ansehen bei seinen Mitbürgern, an Reichtum und Ehre. Ein glänzendes Geldgeschäft hat er heute außerdem noch abgeschlossen. Das leise Klirren der Goldstücke in seiner gefüllten Geldkassette tönt wie die lieblichste Musik in seinen Ohren. Er hat allen Grund, mit dem heutigen Tage sehr zufrieden zu sein.

Sein Pferd strauchelt und scheint vor irgend etwas zurückzusehen. Der

Schultheiß beachtet es nicht und gibt dem Tiere einen derben Schlag mit der Reitgerte über den Kopf, das ob der unverdienten Züchtigung wie wehklagend aufwiehert und sich zu bäumen versucht. Zitternd bleibt es stehen. Ein heftiger Sporenstoß in seine Weichen und ein lauter Fluch bringen es wieder vorwärts. Der Schultheiß versinkt erneut in sein Träumen....

Da gleitet plötzlich und unhörbar ein schwarzer Schatten an der Seite des Pferdes hin. Noch ehe der Schultheiß sein Schwert aus dem Gehänge lösen kann, fühlt er sich von einer sehnigen Hand gepackt und vom Pferde gerissen. Im Niederfallen schmettert ein schwerer Gegenstand mit aller Wucht gegen seinen Kopf. Erschreckt flattern einige Vögel im nahen Gebüsch kreischend umher....

Im Bruchteil einer Sekunde vermeint der Betroffene das zersplitternde Krachen der Schädelknochen zu hören, kreisende Sonnen tanzen vor seinem Auge. Eine siedende Blutwelle scheint sich in sein Gehirn zu ergießen. Die fürchterlichsten Schmerzen fühlt er noch und dann — schwindet ihm das Bewußtsein. — — Finsternis umgibt ihn... Die Gestalt tastet an ihrem Opfer herum, löst dann vorsichtig die Geldkase und verschwindet spurlos im Walde....

Das reiterlose Pferd war in großen erschreckten Sähen davon gerannt.

\*\*\*  
Maria hatte in der verhängnisvollen Nacht vergebens ihren Vater erwartet. Lange nach Mitternacht erst suchte sie ihr Lager auf, um einen oft unterbrochenen, unruhigen Schlummer zu finden. Wie eine Ahnung war es ihr, daß dem Vater etwas geschehen sein müsse. Zwar versuchte sie sich einzureden, daß er sich verspätet habe und deshalb in Straburg übernachten würde, wie es wohl schon öfters vorgekommen war. Doch gerade heute wollte ihr dieser Trost nicht viel helfen. War ihr Vater auch manchmal hart gegen sie, so hing sie doch mit kindlicher

Liebe an ihm. Sie dachte auch nicht im entferntesten daran, daß sie durch seinen Tod frei wäre, daß dann ihrer Verbindung mit Kunrad nichts mehr im Wege stünde. Die Unruhe trieb sie bald wieder von ihrem Lager auf. Der neue Tag weckte neue Hoffnung in ihr. Gestärkt ging sie an ihre Tagespflichten. —

Im Walde erwachte der Morgen. Tausend Vogelstimmen begrüßten sein Erscheinen. Rotglühende Wölkchen standen am klaren Himmel.

Fröhlich singend zog das Landvolf hinaus auf die Felder.

Doch lag da nicht ein Mensch auf dem Wege? — Näher kommend sah man einen Mann im Blute liegen. Der Schultheiß — tot — erschlagen — unweit davon ein schwerer Schmiedehammer, mit dem die Tat geschehen sein mußte....

Nachdem die erste Fassungslosigkeit vorüber war, dachte man daran, den Schultheißen in seine Wohnung zu schaffen. Man stellte aus Baumstämmen eine Tragbahre her und lud den Toten darauf. Langsam schwankte der traurige Zug dem Orte zu.

Maria vernahm die tappenden Schritte der Männer und eilte herbei. Gerechter Gott! Ihr Vater tot! Furchtbare Geschehen! Nein, das konnte nicht wahr sein! Wie in einem schweren Traume sah sie den Erschlagenen, hörte sie die Stimmen der Menge, die die Bahre begleitete. Bewußtlos brach sie zusammen....

Auch bis in das Giesebrecht'sche Haus eilte die Schreckensbotschaft wie ein Lauffeuer. Welcher Schurke hatte diese entsetzliche Tat vollbracht? War man dem Schultheißen aus begreiflichen Gründen auch nicht besonders hold, so übte doch ein solches Ende des hochmütigen Mannes einen niederschmetternden Eindruck auf alle aus. Man bedauerte Maria von Herzen....

Der Tag war schon weit vorangeschritten, als plötzlich an der Hauspforte stark geklopft wurde.

„Aufgemacht! Im Namen des Rates der Stadt Straßburg!“

Kunrad ging selbst, um zu öffnen. Es war der Büttel.

„Seid ihr der Meister Kunrad Giesebrecht?“

„Ja, was solls?“

„Ihr seid beschuldigt, den Schultheißen erschlagen zu haben. Macht euch bereit, mir zu folgen!“

Kunrad wollten die Kräfte verlassen. — Welches Wetter drohte sich da über ihm zusammen zu ziehen? Er kannte die Gerichtspflege seiner Zeit zur Genüge, um zu wissen, welchem ungewissen Schicksal er entgegen ging. Daumenschrauben und Folter, Rad und spanischer Reiter waren ihm bisher nur von Ansehen bekannt gewesen. Doch bald faßte er sich, tröstete die weinenden Frauen und folgte dem Büttel.

Es war spät am Abend, als sie nach Straßburg gelangten.

Mit strenger Miene empfing ihn der Richter.

„Meister Giesebrecht, kennt ihr diesen Gegenstand?“ Bei diesen Worten deutete er auf einen großen Schmiedehammer, der vor ihm auf dem Tische lag. Kunrad trat herzu. Es war sein Hammer! Deutlich stand darauf sein Name eingäht. Richtig, jetzt erinnerte er sich auch, daß er den Hammer heute Vormittag vermißt hatte. Er mußte ihn wohl auf dem Rückweg von der Abtei verloren haben. Wie kam der Hammer hierher?

Der Richter kam seiner Frage zuvor, heftete seinen Blick durchdringend auf Kunrad und sagte langsam: „Mit diesem Gegenstand ist der Schultheiß erschlagen worden. Man fand ihn bei der Leiche. Es ist bekannt, daß euch der Schultheiß die Hand seiner Tochter verweigert hat. Gesteht es nur, Giesebrecht, ihr habt den euch im Wege Stehenden ermordet!“

Kunrad fuhr wie in heftigem Unwillen zurück. Leichenblässe bedeckte

sein Gesicht und er war unfähig, ein Wort hervorzubringen. Mit Genugthuung bemerkte der Richter die Veränderung, die mit dem Angeschuldigten vorging. Brauchte man einen weiteren Schuldbeweis?

„Ihr leugnet also nicht“, begann er wieder, „es würde euch auch nicht viel nützen.“

„Doch!“ schrie Kunrad auf, „bei meinem Seelenheil, ich habe die Tat nicht begangen, der Himmel ist mein Zeuge.“

„Verüündigt euch nicht“, sagte der Richter gelassen, „man wird euch die Zunge lösen, wenn ihr euch nicht zu einem Geständnis bequemt.“

Er winkte dem Büttel und Kunrad wurde abgeführt.

Grauen- und leidensvolle Tage folgten. Keine Folter wurde unversucht gelassen, um ihm das Geständnis zu entreißen. Die Nächte in seinem feuchten Kerker waren ihm eine Wohltat, eine Erholung für die am Tage ausgestandenen Leiden.

Zulezt brach er zusammen. Um erlöst zu werden aus seinen wahnfinnigen Schmerzen, sprach er endlich ein verhängnisvolles Wort. Im Fieber des Leidens hatte man ihm ein Geständnis abgepreßt.

Das Hochgericht der Stadt verurteilte ihn zum Tode durch das Schwert. Das Urteil sollte im Weichbilde seines Heimatsortes vollzogen werden.

\*\*

Marias Herz hatte sich tiefster Traurigkeit bemächtigt.

Wohl war sie fest von Kunrads Unschuld überzeugt. Nimmer, das wußte sie bestimmt, hatte ihr Geliebter eine solche Tat begehen können. Wohl war er bisweilen aufbrausend und jähzornig, doch dieser Schurkerei hielt sie ihn nicht für fähig. Hatte sie manchmal in einsamen Stunden gehofft, daß sich seine Schuldlosigkeit herausstellen würde, so war jetzt, als sie das Urteil

erfuhr, ihre Hoffnung gänzlich vernichtet.

Ihre Liebe zu ihm, ihr felsenfester Glaube an seine Redlichkeit war nicht wankend geworden. Sie hatte Kunrad treue Liebe geschworen. Nie würde sie diesen Schwur brechen. Jetzt wollte sie ihrem Gelübde treu bleiben: Sie wurde Nonne. Ihr Vermögen verwandte sie zu wohlthätigen Zwecken. Das Kloster St. Odilien war jetzt ihre Zuflucht, ihre Heimat.

Auch im Giesebrecht'schen Hause war das Leid eingezogen. Der Kummer hatte seit der Gefangennahme Kunrads an dem Mutterherzen mit zerstörender Gewalt genagt. Das Todesurteil untergrub auch dort den letzten Rest leiser, zagender Hoffnung und zugleich das Leben der armen Frau. Es war ihr erspart, den Tag der Hinrichtung ihres Sohnes noch zu erblicken: An der Seite ihres Mannes wurde sie zur Ruhe bestattet.

\*\*

Schwerfällig rumpelt der Arme-sünder-Karren aus Straßburgs Mauern hinaus dem Heimort des Verurteilten entgegen. Kunrads sonst so frisches Gesicht ist bleich. Die ausgestandenen Leiden, die Kerkerhaft haben seine Gesundheit zerstört. Er bittet, ihm den alten Pfarrer, der ihn getauft hat, zu lester Beichte zu holen. Auf die eindringlichen Ermahnungen des Priesters beteuert Kunrad auf Ehre und Seligkeit, daß er unschuldig sei, daß des Schultheißen Blut nicht an seinen Händen klebe. Er hegt die Überzeugung, daß Gott seine Schuldlosigkeit einstens ans Tageslicht bringen werde. Diese Überzeugung stärkt ihn und verleiht ihm Kraft, der weinenden, verzagenden Schwester Trost zuzusprechen, der man erlaubt hatte, Abschied von ihm zu nehmen.

Der Zug, der den Verurteilten zum Richtplatz bringen soll, ordnet sich und schreitet langsam zum Tore hinaus. Auf beiden Seiten Kriegsknechte mit

Hellebarden, um dem Volksandrang zu wehren. Die Büttel in ihrer bunten Tracht, die Richter im Amtsornate, dann der betende Kunrad im Büßerhemde mit dem Bild des Gekreuzigten in der Hand, ihm zur Seite der alte Pfarrer. Kriegsknechte schließen den Zug.

Kunrad hat kein Auge mehr für all die vertrauten Stätten und Plätze, an denen der Zug vorbeiwandelt.

Eine ungeheure Volksmenge ist am Richtplatz versammelt, die sich flüsternd unterhält. War der junge Mann wirklich der Raubmörder, wo hat er seine Geldbeute — man nannte eine beträchtliche Summe — hingebracht? Sie schien spurlos verschwunden zu sein.

Neben dem Galgen war das Blutgerüst errichtet, woselbst der Scharfrichter und seine Knechte das Opfer erwarten.

Der Zug naht. Kunrad bestieat mit festem Schritte das Schaffot. Der Geistliche folgt ihm. Voll Andacht und Inbrunst, das Kreuzifix fest auf das Herz gedrückt, sinkt der Bedauernswerte auf die Knie nieder. Die Menge verharrt in tiefstem Schweigen.

Mit lauter vernehmlicher Stimme beginnt jetzt Kunrad zu beten:

„Gerechter Gott im Himmel, fest und gläubig habe ich bis zum letzten Augenblick meines Lebens auf deine Hilfe vertraut; du weißt es am besten, daß ich unschuldig sterben muß; vor deinen Augen ist kein Dunkel, du durchschaust auch die geheimsten Taten. O gerechter Gott, laß den Strahl der Wahrheit durch diese Finsternis dringen; erfülle das verstockte Herz des Mörders, für dessen Freveltat ich jetzt büße, mit Angst und wahrer Reue, daß er umkehre auf dem Wege des Verbrechens und der Sünde und sich zu dir wende, solange es noch Zeit ist, damit seine unsterbliche Seele nicht auf ewig verloren sei. In deinen Willen, Gerechter, will ich ohne Murren mich fügen. Deine Wege

sind nicht unsere Wege und deine Gedanken sind nicht unsere Gedanken. Du weißt, was zu unserem Frieden dient und ohne deinen Willen fällt kein Haar von unserem Haupte. In deine Hände befehle ich meinen Geist! Amen!"

Atemlose Stille — — —

Kunrad erhebt sich wieder, umarmt nochmals den Priester und will sich nun der Hand des Scharfrichters überliefern.

Da geschieht ein Wunder. — — —

Eine Hand reißt sich aus dem dichten Volkshaufen empor und eine Stimme ruft: „Haltet ein, haltet ein, um Himmelswillen! Er ist unschuldig! Ich bin der Täter! Ich habe den Schultheißen erschlagen und beraubt!"

Ein verstört aussehender Mann hat in höchster Gewissensnot diese Worte ausgestoßen. Wüßt hängt ihm Haar und Bart um das Haupt. Es ist ein ehemaliger Knecht des Schultheißen, den dieser einstens aus geringfügiger Ursache entließ und der sich nun auf so furchtbare Art an ihm gerächt hatte.

Er wußte, daß der Schultheiß eine größere Geldsumme in der Mordnacht bei sich trug. Während er seinem Opfer aufslauerte, fand er den Hammer Kunrads, den dieser auf seinem Heimweg durch den Wald verloren hatte. Er beschloß, den Schultheißen damit zu töten, das Werkzeug alsdann neben der Leiche liegen zu lassen, um so den Verdacht der Täterschaft von sich abzulenken.

Doch sein Gewissen hatte ihm keine Ruhe gelassen. Aus innerem Zwange heraus mußte er sich selbst im Augenblick der höchsten Gefahr für Kunrads Leben als Täter bezichtigen.

Die Volksmenge bricht in laute Freudenrufe ob der wunderbaren Rettung aus. Staunend und ungläubig schaut Kunrad zuerst auf den Vorgang. Dann sinkt er in die Knie, und ein heißes Dankgebet tritt über seine Lippen: Das Leben war ihm wieder geschenkt . . .

Doch nach dem Getriebe der Menschen verlangte ihn nicht mehr. Die Mutter war tot, die Geliebte für ihn unerreichbar: Da wollte auch er der Welt entsagen. Die Schwester würde Bernhard folgen. —

Nach kurzer Zeit hatte er sich die Erlaubnis erwirkt, an demselben Orte, wo er beinahe den Tod durch das Schwert gefunden hatte, eine Kapelle zu erbauen. Der Galgen wurde beseitigt, der Rabenstein abgetragen. Friedlich blickt die Kapelle, die er Sankt Armut nannte, dort ins Land hinein. Neben ihr, in stiller Klause, wohnt der Bruder Kunrad Giesebrecht.

An stillen Abenden, wenn das helle Glöcklein der Kapelle längst verklungen ist, blickt der Klausner lange hinüber nach den Bergen, aus deren Waldesfrieden das Kloster der heiligen Odilia, der frommen Herzogstochter, grüßend herüberschaut.

Eine junge Nonne kniet dort betend in der Klostertirche. . . .



### Mahnung

Von Friedrich Hebbel.

Schilt nimmermehr die Stunde hart;  
Die fort von dir was Teures reißt;  
Sie schreitet durch die Gegenwart  
Als ferner Zukunft dunkler Geist;  
Sie will dich vorbereiten ernst,  
Auf das, was unabwendbar droht,  
Damit du heut entbehren lernst,  
Was morgen sicher raubt der Tod.

## Jagd- und Waidwerk in vergangener Zeit

Eine Plauderei von Paul Martin



„Bärenhaß“ mit Jagdschwert  
16. Jahrhundert, Holzschnitt v. Jost Amman

Mit dem Pfeil, dem Bogen, durch Gebirg und Tal, kommt der Schütz gezogen — früh im Morgenstrahl“ heißt es in Schiller's „Wilhelm Tell“. Doch nicht nur mit dem Bogen, sondern auch mit dem Speer zogen in alter Zeit die Männer Germaniens zur Jagd aus. Sie war ihnen, den gewohnten Jägern, frohe Erholung, doch gleichzeitig war sie Vorschule und Erziehung für den Krieg.

Zur Zeit Julius Cäsars beherbergten die weiten Wälder Deutschlands eine Unmenge von Wild jeder Art. Wenn auch des großen Feldherrn Bericht über das Einhorn in das Reich der Fabel verwiesen werden muß, so fand sich doch außer Raubtieren wie der Bär und der Wolf, der Elch und der Auerochs, die Wildsau, der Hirsch und das Reh, eine Unmenge an Kleinwild vor, dem im Reich der Lüfte Raubvögel und anderes Flugwild zahlenmäßig kaum nachstand.

Dem kriegerischen Geiste der alten Germanen behagte der Ackerbau wenig, sie zogen es vor, vielen Gefahren

zum Trotz, dem Raubtier und Raubwild nachzustellen. Bären waren damals in großer Zahl vorhanden und auch im Elsaß galt es als ein besonderer Beweis von Kraft und Wagemut, den Bären mit dem Jagdspeer zu erlegen. Der Mann trat ihm damals allein, nur mit einem schweren Speiß bewaffnet, entgegen und wußte in geschickter Ausnutzung der besonders verwundbaren Stellen seinen oft riesenhaften Gegner niederzustrecken. Zum Zeichen des Sieges tranken die alten Germanen das Blut des frisch erlegten Bären. Im Elsaß behauptete sich der Bär bis in das 18. Jahrhundert hinein.

Die gleichen Anforderungen an den Jäger stellte die bis zum 14. Jahrhundert häufig gepflegte Jagd auf den Auerochsen. Die Erlegung eines Auerochsen galt vielleicht als die rühmlichste Tat. Das mächtige Tier entwickelte außer seiner Stärke und Wildheit eine große Schnelligkeit und stellte an den Jägersmann die höchsten Anforderungen an Kraft und Kaltblütigkeit. Allerdings lohnte sich das Erlegen des Auerochsen durch das damals sehr geschätzte Fleisch, während die Haut sich besonders zu allerhand Gegegenständen verarbeiten ließ. Kleidungsstücke, Gürtel und Kampfschilde wurden daraus angefertigt; auch die mächtigen Hörner dienten, in oft kostbarer Fassung, als sehr beliebte Trinkgefäße. In unseren Landstrichen war der Auerochs noch im 10. Jahrhundert bekannt.

Neben diesen gefährlichsten Jagdarten war die „Birsch“ oder „Pirsche“ eine sehr beliebte Jagdmethode, die in früherer Zeit mit dem Bogen, der Armbrust, später mit der Büchse, auf Hochwild allgemein ausgeübt wurde. Sie stellt an den Jägersmann große Anforderungen an Gewandtheit und

Geduld. Des Morgens in aller Frühe, während oft wogende Nebelschwaden über den Waldwiesen liegt, sucht das Wild nach Nahrung oder begibt sich an die Suhlen. Dies ist der Augenblick, den der gewandte Schütze unter Vermeidung jeglichen Geräuschs benützen mußte, um sich gedeckt anzuschleichen und dann mit treffsicherem Schuß das Wild zu erlegen. An diese Jagdweise schließt sich die berühmte St. Hubertuslegende an. Hubertus war Bischof von Lüttich zu Anfang des 8. Jahrhunderts, führte einen sehr weltlichen Lebenswandel und huldigte leidenschaftlich dem Waidwerk. Eines Morgens — es war an einem Feiertage — lag Hubertus auf Birsch und schickte sich an einen prächtigen, stolzen Hirschen niederzustrecken, als plötzlich zwischen dem Geweih des Tieres ein golden strahlendes Kreuz erschien. Vom Glanze geblendet, ließ der Jäger die gespannte Armbrust aus der entwaffneten Hand sinken. Durch diese Vision zur Buße geführt, ging Hubertus in sich und begab sich nach Rom, wo er später zum Bischof von Lüttich geweiht wurde. Noch heute wird der Hubertustag (3. November) von den Jägern gefeiert, auch große Jagden abgehalten, die sich als „Hubertusjagden“ durch besondere Zeremonien und Gebräuche auszeichnen. Eine ähnliche Legende erzählt vom Heiligen Eustachius, der bis zum 17. Jahrhundert ebenfalls als Schutzheiliger der Jäger galt.

Während ursprünglich in den ältesten Zeiten die Jagd dem Selbsterhaltungstrieb entsprang oder aus dem Bedürfnis nach Nahrung und Kleidung betrieben wurde, ist sie im Laufe der Zeit zu einem allgemein beliebten, männlichen Vergnügen geworden, das überall in hohem Ansehen steht und dessen Ausübung gewissen Regeln unterworfen ist. Während seinerzeit die Jagd ungehindert durch jeden freien Mann ausgeübt werden konnte, entwickelte sich im frühen Mittelalter

bereits das Jagdrecht, d. h. gewisse Einschränkungen oder Gesetze, denen die Ausübung des Waidwerks unterworfen war. Die ältesten Bestimmungen dieser Art gehen auf Karl den Großen zurück.

Neben den beschriebenen Jagdmethoden spielte auch die Fangjagd eine große Rolle. Das Wild wurde durch Fallgruben gestellt, die trügerischerweise mit Laub oder Zweigen bedeckt waren. Auch die Netzjagd wurde eifrig betrieben. Sie war meist mit einem großen Treiben verbunden, so daß die in einen bestimmten Waldbezirk zusammengetriebenen Tiere sich in Netzen und Fallen derart versingen, daß ihnen dann die herbeieilenden Jäger ungestört den Fang geben konnten.



„Falkenbeize“

Holzchnitt v. Jost Amman um 1582.

Im Mittelalter erfreute sich — besonders am Hofe der großen Staufenkaiser — die Falkenjagd, auch Beizjagd genannt, besonderer Beliebtheit. An ihr nahmen die Damen der Hofgesellschaft teil, was den höfischen Falkenjagden besondern Glanz und Reiz verlieh. Bereits unter Karl dem Großen wurde diese Jagdart eifrig gepflegt und einer Gesetzregelung unterworfen. Sie erreichte am französischen Königshof unter Franz I. ihre höchste Glanzperiode. Ein fester, lederner Handschuh

deckte die Faust des Jägers, auf der der Falke ruhte. Sein Kopf befand sich unter einer Kappe, die erst im Augenblicke des Abfluges entfernt wurde. Nach erfolgreichem Flug kehrte das wohlhabgerichtete Tier wieder zu seinem Herrn zurück.

Bereits im frühen Mittelalter erwies sich außer dem Pferde der Hund als getreuer Begleiter und Gefährte des Jägermannes. Zu „Meuten“ vereint dienten die abgerichteten Hunde nicht nur dem Herbeischaffen der Jagdbeute, sondern halfen auch das Wild zur Strecke bringen. Besonders die überaus wehrhafte Wildsau wurde von der Meute aufgespürt und gestellt. Dann ging man ihr, während sie sich der klaffenden Meute erwehren mußte, mit dem Speer, der sogenannten „Saufeder“ zu Leibe.

Die Hunde trugen zum Schutze und zur Abwehr von Bissen dicke Leder- oder auch Stachelhalsbänder, ja man bediente sich sogar sogenannter „Hundepanzer“, die den ganzen Leib des Hundes umgaben und ihn gegen Biß oder Stoß schützten. Oft griff das verletzte Wild den Jäger mit verdoppelter Wut an und es gehörte große Kraft und Übung dazu, bei der Beweglichkeit des zum Äußersten gereizten Tieres, den entsprechenden Stoß auf das Blatt anzubringen. Der Knebelspieß oder die Saufeder besaß am unteren Ende des Stichblattes einen beweglichen Knebel oder eine Parierstange, die ein zu tiefes Eindringen des Speeres, das den stoßenden Jäger auch zu Fall bringen konnte, verhindern sollte.

Zur Jagdausrüstung gehörte das Jagdschwert, das oft den Speer ersetzen mußte oder auch dazu diente, dem erlegten Wild den Todesstoß zu versetzen. Für die „Sauhaj“ wurden um 1500 besondere Schwerter geführt, deren verstärkte Klinge in eine blattförmige Eisenspitze auslief. Später wurde das Jagdschwert durch den Hirschfänger verdrängt.

Die sogenannte Hez- oder Parforcejagd war an allen Höfen Europas verbreitet. Die Hezjagd stammt aus dem Orient und ist seit Karl dem Großen in Deutschland bekannt.



„Sauhaj“

Holzchnitt v. Jost Amman um 1582.

Die Parforcejagd erhielt sich lange und bestand noch vor 1914 am kaiserlichen Hofe in Wien, sowie am preussischen Hofe. Hier wurde besonders auf Wildschweine gejagt. In England zog man ihr die Fuchsjagd vor. Die Hezjagd darf wohl als die beliebteste Jagdart des deutschen Mittelalters bezeichnet werden. Der Meute fiel beim Aufspüren und Jagen des Wildes — meist Hirsche oder Füchse — eine wichtige Rolle zu. Den laut jagenden Hunden folgen die Jäger unermüdet zu Pferde, bis das „Halali“ den niedergebrochenen Hirsch ankündet.

Kaiser Maximilian, der „letzte Ritter“ (1493—1519), brachte dem Jagd- und Waidwerk nicht nur weitgehendstes Interesse entgegen, er war auch selbst ein leidenschaftlicher Jäger. Er huldigte seit Jugend der „edlen Waidwerkskunst“ und ließ ihr an seinem Hofe die regste Pflege angedeihen. Mit größter Unerfrodenheit setzte er sich oft allen möglichen Gefahren aus, bestieg kühn die steilsten Felswände, ohne des herabfallenden Steinschlags zu achten, um mit Leidenschaft einer Gemse



82.

— be-  
aufen-  
izjagd  
. An  
gefell-  
alken-  
z ver-  
roßen  
gt und  
n. Sie  
shofe  
Blanz-  
dichuh

nachzueilen und sie zu erlegen. So kam es, daß sich Kaiser „Max“ am Ostermontag 1490 an der „Martinswand“ bei Innsbruck derart verstieg, daß er weder vor noch zurück konnte. Nur ein anderer tollkühner Gamsjäger konnte ihn erretten. Die Sage im Volksmund schrieb diese wunderbare Errettung einem Engel zu.

Zu Anfang des 16. Jahrhunderts entstand auch der Brauch, die Jäger und Jagddiener im Sommer grün, im Winter grau — wahrscheinlich in Anpassung an die Winterfarben — zu kleiden. Eine Jagduniform entstand erst an den verschiedenen Höfen zu Beginn des 18. Jahrhunderts. Für die Hezjagd kam mehr und mehr rote Gewandung in Benützung.

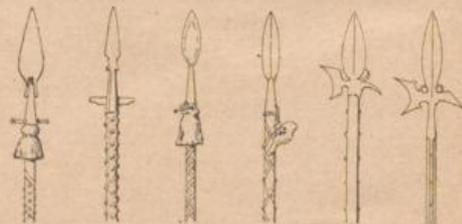
Natürlich bedienten sich die Jäger seit Ausgang des Mittelalters einer besonderen „Waidmannssprache“, die für alle Vorgänge und Wildarten bestimmte, waidmännisch richtige Ausdrücke prägte. Erwähnt sei auch das heute noch wohlbekannte „Jägerlatein“, das sich in Erfindung oft phantastischer Jagdgeschichten nicht genug tun kann.

Kein Wunder, daß auch der Aberglaube in Jagd und Waidwerk reichen Stoff fand. Bis tief in das 18. Jahrhundert hinein wurden sogenannte „Freitugeln“ gegossen, die auf geheimnisvolle und nach bestimmten Zauberformeln hergestellt, eine unbedingte Treffsicherheit besitzen sollten. Auch der „wilde Jäger“ hauste in unseren Gegenden und mancher wollte ihn nachts in tosendem Sturmgebraus, begleitet von einer gespenstigen heulenden Meute, durch die Wolken haben stürmen sehen. Berichtet nicht auch die Nibelungen Sage von der Unverwundbarkeit Siegfrieds, nachdem er sich mit dem Blute des erlegten Lindwurmes die Haut eingerieben hatte.

Die Ausübung der Jagd, die den Beteiligten meist zu Vergnügen und Zeitvertreib gereichte, war jedoch in früheren Zeiten mit nicht geringen Mißständen verbunden. Ackermann und

Bauer hatten im Mittelalter und bis in die neuere Zeit hinein oft genug Ursache, die Jagdpartien von Herren, weltlichen und geistlichen Fürsten zu fürchten und zu verwünschen. Die Landbevölkerung hatte alle Mühe, im Schweiß ihres Angesichts die Felder zu bestellen, deren Ertrag oft durch eine rücksichtslos durchgeführte Hezjagd vernichtet wurde.

Auch im Elsaß machte sich steigende Erbitterung der Bauern und Unfreien während des Bauernaufstandes 1525 gegen Jagdfronen und Jagddienste Luft. In den damals geforderten „Zwölf Artikeln“ verlangten die Bauern die gleichen Anrechte auf Wasser, Wald, Jagd und Fischerei, die ein ausschließliches Vorrecht der Besitzenden geworden waren; doch die blutige Niederwerfung des „Bundschuhs“ brachte ihnen keinerlei Erleichterung. Treiberdienste und Jagdfronen zwangen ohne Rücksicht auf Jahreszeit oder Ermüdung den gemeinen Untertanen zum Jagddienst, sodaß die Erbitterung unter der bedrückten Landbevölkerung ihren Höhepunkt erreichte. Erst das ausgehende 18. Jahrhundert bereitete diesen Mißständen ein verdientes Ende.



Jagdspieße sog. „Sausfedern“  
16. u. 17. Jahrhundert.

Die Schutzwaffe hatte bereits seit Ende des 16. Jahrhunderts die Armbrust ersetzt, und der Jagdspieß sank zur dekorativen Trabantenwaffe in den Händen fürstlicher Diener herab. Dafür kam dem „Hirschfänger“ als Blankwaffe stets wachsende Bedeutung zu. Die besonders kunstgewerblich wert-

nd bis  
genug  
herren,  
ten zu  
Land-  
e im  
lder zu  
ch eine  
gd ver-

gernde  
nfreien  
s 1525  
dienste  
rderten  
n die  
te auf  
rei, die  
er Be-  
ch die  
Bund-  
Erleich-  
dfron-  
Jahres-  
en Un-  
ß die  
Land-  
reichte.  
hundert  
n ver-



ts seit  
Arm-  
ß sank  
in den  
Dafür  
Blank-  
ng zu.  
wert-



Friedrich Dagobert von Wurmser.

Herz zu Sundhausen, Oberjägermeister der herzogl. württembergischen Jagden im Elsass  
(um 1750)

(Kunstgewerbemuseum der Stadt Straßburg)

vollen Klingen und Griffe in allen erdenklichen Ausführungen, verbunden mit Edelmetallen, Holz- und Beineinlagen, sind heute noch Zierden vieler Museen und Sammlungen. Das alte Blashorn des Mittelalters war dem bekannten Waldhorn gewichen, dessen tiefe, melodische Töne unzertrennlich mit dem Jagdwesen des 18. und 19. Jahrhunderts verbunden sind.

Seit der Mitte des letzten Jahrhunderts ist das gesamte Jagdwesen einer gesetzlichen Regelung unterworfen worden, die nicht unbestraft überschritten werden darf. Auch hierin ging Deutschland mit mustergültigem Beispiel anderen Staaten voran. Die bildende Kunst hat sich eingehend mit Jagd und Waidwerk beschäftigt, und die hier eingestreuerten Wiedergaben alter Meisterwerke bezeugen das eingehende Interesse, das seit Jahrhunderten Maler

und Stecher diesem Betätigungsgebiet entgegenbrachten. Längst sind alle Jagdlieder zum Volksliede geworden wie z. B. „Der Jäger aus Kurpfalz“, das bekannte „Im Wald und auf der Haide“ u. a. mehr.

Auch heute erfreut sich die Jagd, teils als Nutzhagd, teils als Sport reger Anteilnahme und bietet dem Naturfreund manch wertvolle Anregung. Der Kreis der Jäger beschränkt sich nicht mehr auf Fürsten und einige bevorzugte Kreise, sie steht jedem offen und bietet in ihrer Mannigfaltigkeit der ganzen Bevölkerung Möglichkeit zu jagdlicher Betätigung, vorausgesetzt, daß diese im Rahmen der gesetzlichen Bestimmungen ausgeübt wird. Wie in vergangener Zeit gilt noch in deutschen Landen der alte Waidmannsruf:

Hie gut Waidwerk allerwege!

## Bruemter un anderi Schnirikle.

Von G. Stoskopf.

### D'r Mürerdoni.



D'r Mürerdoni üs Bruemt isch e genüessamer Mensch gsin. Wenn er de ganze Daa g'schafft hett g'hett wie e Brunnebuker, ze-n-isch'r am Dwe ze-fridde g'sin, wenn'm sini Frau Sürmillich un Grummbeere anneg'stellt hett. E-n-Anderung isch in sim Wesen-erscht ingetrette, wie „d'National-Gard“ gegrend isch worre. Do isch d'r Mürerdoni ehrgizi worre, er hett's zue ebs welle bringe, un richtig, er hett's au bis zuem Serschant gebroocht! — Diß isch im Mürerdoni in d'r Kopf

g'stöuje, denn diß hätt er sich niemols traimen lon, daß'r 's emol zuem e so hohe militärische Grad bringe könnit.

Nooch finere-n-Ernenung isch d'r Mürerdoni stolz heimspaziert. Es isch grad Zytt g'sin zuem Nachtesse. — D'r Tisch isch schon gedeckt g'sin. — Ohne e Wort ze saae, hett'r sich dran g'setzt, un hett sini Füeß breit nüs'g'streckt. Im nämliche Moment isch sini Frau mit'm Sürmillichhase un mit de g'schwellte Grummbeere zue d'r Tür erinkumme un hett sie, wie sunsch allewyl, uff d'r Tisch g'stellt. — Do hett d'r Mürerdoni sin G'sicht in Falte geworfe, hett d'Alue gerollt, un isch in ei'm Raasch uffgsprunge. Ohne lang ze zucke, hett'r d'Schüssel voll Grummbeere und de Hase voll Sürmillich ge-

numme un hett se heidebritsch mit'nander nügeworfe uff d' Stroß. D'rno hett'r sich breit vor sini Frau an-gestellt, hett d'Arm uff d'r Brust zammeg'schlaue un hett in sinere Ehehälft im gröschte Wuet zuegeruefe: „Sürmillich un Grumbeere! E Dunderläddel noch emol! Isch diß au e Fresse for e Serfchant vun d'r „National-Gard?!“ —

\*

### Rat 2. Klasse.



E Ra—t 2. Klasse, wie nit weni uff sine Titel g'halte hett, isch emol uff'me Bankfett, wie e-n-Anzahl Burjermeischter vum Land ingelade sin g'sin, in e Situation kumme, sich in eim von denne Burjermeischter vorstelle ze muehn.

Schulze, Rat 2. Klasse, hett'r voll Stolz zue dem betreffende Burjermeischter g'saat. — „Es macht nir“, hett der züer Antwort gän, „es kann nit jeder erschter Klaff' sin.“

\*

### E Mißverständnis.



Wie d'r Manteuffel im Jahr 1880 uff Buchswiler isch kumme, ze-n-isch'r am Isebahn mit Müsil empfangen worre, wie for die Occasion e Militärmarsch instüdiert hett g'hett. —

Wie d' Müsil fertig isch g'sin, ze hett d'r Statthalter im Dirigent au e paar freundlich'i Wort saue welle, un wie'r g'fehn hett, daß dies Orchester numme-n-üs acht Mann b'fand-n-isch, ze hett'r de Dirigent in ere freundliche Wies g'fröujt: „Sind sie vollzählig?“ — „Nee, Herr Statthalter,“ isch die prompt Antwort g'sinn, mir spiele-n-alli umesunscht.“ —

### D'r Kaiser Wilhelm I. un d'alt Frau.



Wie d'r alt Kaiser Wilhelm I. 's Elsaß emol b'suecht hett, isch'm au in e Dorf, wie'r feschlich empfangen worre-n-isch, d'ältscht Frau üs d'r Gemein vor-g'stellt worre. „Wie alt seid Ihr?“ hett d'r Kaiser die alt Grossel an-g'sproche „Einenienzig Jahr bin i alt un kann noch ohne Brill lese. Un wie alt bisch Dü?“ — hett sie no unscheniert de Kaiser g'fröuit. „Einundachtzig bin ich alt“ hett do d'r Kaiser, ohne an d'r Fröuj vun d'r alt Frau Anstoß ze nemme, zuer Antwort gän. „Was?! — Einundachtzig?!“ — hett do d'Grossel üsgeruefe un hett de Kaiser wie in Generalsuniform vor ere g'fand-n-isch, von owe bis une-n-abg'schächt, „Einundachtzig un bisch noch Soldat?!“

\*

### D'r Wiedejockel.



D'r Wiedejockel vun Dingelse, e Braconnier vun der schlimmschte Sort, isch am e verbotene Wasser g'fesse un hett gemuetlich g'fisch, wie wenn d'Fischerei sin g'hört hätt. —

Do isch unverhofft d'r Bangert d' rzu kumme un hett de Wiedejockel nit läß ang'hücht: „Was mache Ihr do?“ — „Ei, Ihr sehn's jo“, — h-ett'm d'r Wiedejockel ruehig zuer Antwort gän, „ich fisch.“ — „So, Ihr fische? Ja, wisse-n-Ihr denn nit, daß e Herr üs Stroßburri diß Wasser g'steijt hett?“ „Ho, zell“, hett'm do d'r Wiedejockel zuer Antwort gän, diß Wasser, wie der Herr g'steijt hett, isch schon lang d' Bach nabgeloße.“ D'r Bangert hett im Wiedejockel natierlich e Protokoll gemacht, un d'r Fall isch vor's Gericht

kumme. D'r Wiedejockel hett sich awer nit irr mache Ion un hett stoff un fesch b'haupt, daß 'r in sim Recht isch g'sin, in dem Wasser ze fische un hett sini Gründ angfuehrt. D'r Amtsrichter hett sim Klient uffmerksam zueg'hört, un wie d'r Wiedejockel ferti isch g'sin, hett'r zuem g'saat: „Demnach haben Sie mit bona fides gefischt?“ — „Ne, Herr Amtsrichter,“ hett'm do d'r Wiedejockel zuer Antwort gän, „mit Wuerm hawich g'fisch, Herr Amtsrichter.“ „Ach, was dummes Zeug“, hett do d'r Amtsrichter ärgerlich gemeint: „Ich frage Sie, ob Sie im guten Glauben gefischt haben?“ — „Ja, gewiß, Herr Amtsrichter“, hett'm do d'r Wiedejockel zuer Antwort gän, „ja gewiß, bie uns d'heim sin m'r all katholisch.“

\*

### D'r Salon.“



E-n-anders Stückel, wie ewefalls in's Kapitel vun de nejmödische-n-Idee g'hört, wie mini Mamme un mini Tante mit üs d'r Pension gebrocht han, isch d'Gschicht vum Salon. Als e ganz b'unders große Mangel han sie's nämli empfunde, daß sie kenn Salon han g'hett. Sie han drum ihre Babbe — d'Mamme hett nimmi gelebt — wie sich lang geje die üewerzwärige, üewerspannte-n-Idee, wie er sich üsgedruckt hett, gewehrt hett, e so lang bearbeit, bis er müerb isch g'sin un nooch gän hett. So isch denn e Zimmer üsg'füecht worre, wie sich am beschte zue dem Zweck g'eignet hett, un nooch endlose Disküffione hett m'r sich au uewer d'ganz Uesstattung g'einigt. D'r Großbabbe hett natürlich die Anschaffung mit weni Begeischerung gemacht, wie awer d'r Salon fix un ferti in sinere b'scheidene Pracht dog'stande-n-isch, do isch 'r doch stolz g'sin, un m'r hett e vergnüejt's Schmunzle uff sim G'sicht löenne konstatiere, wie er 'ne s'erschte Mol inspi-

ziert hett. Natürlich hett'r 's Bedürfnis g'hett, sini Tischg'sellschaft im „Adler“, wie 'r als jede-n-Dwe sini Partie Karte g'spielt hett, vun dem Ereignis in Kenntnis ze setze un er hett die Männer ingelade, sich die Herrlichkeit anzusehn. D'meishte han awer e ziemlich kritisches G'sicht gemacht un han weni Begeischerung an de Da gelejt, un innerlich hett d'r eint oder d'r ander wohl gedenkt, d'r Schakob (so hett miner Großbabbe mit'm Borname g'heiß), tät au g'schieder handle, wenn er sine Maidle nit allewil ihre Wille tüen tät. D'r erscht vun d'r Tischg'sellschaft, 's Zimmers Schnieder, wie d'r Wunderfisch getriwwe hett, denne Salon ze betrachte, isch natürlich uff's bescht empfangen worre. Mini Mamme, ihri Schwester un d'r Großbabbe han 'm alli Ehr angeton, un han 'ne voll Erwartung in's Heiligum g'füehrt. E Wyl hett 'r gar nix g'saat, d'r no hett'r lakonisch un nit ohne Spott gemeint: „So, diß wär jezt e Salon?“ —

„Ei, jo denn“, hett miner Großbabbe ärgerlich zuer Antwort gän. E neji Paus isch ingetrette, wie vun alle peinlich empfunde-n-isch worre, bis schließlich miner Großbabbe sine Frind g'fröuit hett: „Na, Jerry, was haltstsch jezt vun dem Salon?“ —

Do hett d'r ander kurz un büendig zuer Antwort gän: „Hm! Hm! e großer Rischthüffe wär mir lieber.“

Bei

## Darmträgheit, Verstopfung

Kloster Indersdorfer Schnütrümpelpillen. Sie fördern Blutcirculation, Stoffwechsel und Verdauung, reinigen das Blut, regulieren den Stuhlgang und beleben den Organismus. 1 Schachtel RM. 1,25, Kurpadung 4 — franko zu haben in den Apotheken, wo nicht, Klosterapotheke Indersdorf 48 (Oberbayern).

Indersdorfer

## Blut- und Nervenpillen

gegen Nerven Schwäche, Schlaflosigkeit, Blutarmut, Appetitlosigkeit. 1 Glas 2.—, Kurpadung 7,50 franko zu haben in den Apotheken, sonst durch Klosterapotheke, Indersdorf 48 (Oberbayern).



## Vogesenlandschaft

Von Heinrich Solveen

Gewaltig auf Bergen über roten Felsen und schwarzen Forsten im Blauen  
thronen

Der alten Burgen noch im Verfall feste Zinnen und stolze Mauerkronen —  
Die Lüfte brausen und rauschen über die Starre der Steine und des Baues  
wuchternde Schwere,

Abgründe gähnen jäh fallend zwischen Geäst über der Wurzeln Glätte in  
schwindelnde Leere,

Zerklüfteter Wolken und wilder Nebel Fezen jagen seltsam tanzend und fahl  
um Gemäuer und Stämme —

Farren rascheln, Zweige brechen und stürzen, verdorrte Schlangen, auf bunten  
Fingerhut und giftige Schwämme —

Hinter Schrillen und Brüllen wüst wütender Stürme lauert unheimlich und  
drohend das Tier der Stille,

Boshaft grinst aus Pforte und Fensternische Heze, Gespenst und Gnom und  
teuflischer Zauberwille —

Aber tief unten über des Tales fruchtbaren Fächern, gleißenden Wassern,  
hellen Dörfern, besonnten Reben,

Der Glocken festliche Klänge in Andacht feierlich schwingend nach oben  
schweben.

Falken über Land und Gipfeln kreisen und stoßen sieghaften Fluges hinunter  
zur Tiefe

Und am Abend in kleinen Städten — Wein und Rauch in den trauten Stuben  
— plätschern die Brunnen silberne Märchen, lockend, als riefen

Aller Legenden Gestalt und Wesen in dem Gold der brennenden Lichter, Leben  
aus den Vergangenenheiten —

Nächtlich geschehen dann feurige Zeichen und Wunder: Engel singen den  
Träumenden schön und prophetisch kündend den Gang der Zeiten. —

bedürf-  
ft im  
e fini  
n dem  
un er  
e Herr-  
awer  
cht un  
e Daa  
t oder  
Schakob  
n Bor-  
chieder  
it alle-  
ht vun  
Schnie-  
e heft,  
natie-  
e. Mini  
Groß-  
un han  
iligtum  
g'saat,  
t ohne  
jekt e

Groß-  
gän. E  
un alle  
e, bis  
e Frind  
haltich

blüendig  
hm! e  
iewer."

fung

Sie fördern  
g. reinigen  
beleben den  
schung s.—  
st, Klotter-

illen

armut. Ap-  
d franko an  
herapotheke,

## Naturwissenschaft

### „Das Walroß“.



Das Walroß (*Trichechus rosomarus*) bildet für sich allein eine Gruppe unter den Flossenfüßern, denn es hat auch im südlichen Meer keinen einzigen Verwandten; sein Verbreitungsgebiet erstreckt sich nur über das nördliche Eismeer und zwar vornehmlich über dessen dem Pol am weitesten zugewendeten Gestade. Es erreicht eine Länge von 5 Meter, ist in der Jugend dunkelbraun behaart, im höheren Lebensalter fast haarlos. Die Lippe ist mit hohlen, abwärts hängenden Bartborsten besetzt, aus dem Oberkiefer ragen die Eckzähne als zwei gewaltige, bis zu 80 cm lange und 7 bis 8 kg schwere Stoßzähne heraus, die das Tier aber nicht etwa zum Stoßen gebraucht, was auch nicht wohl möglich wäre, da sie nach unten gerichtet sind; sondern es bedient sich ihrer, um den schweren Körper

damit über Klippen und Eisberge wegbringen zu helfen und festgewachsenen Tang oder Muscheln abzuhaufen, die wie Krebse und Weichtiere aller Art seine Nahrung ausmachen. Diese Zähne bilden einen nicht unwichtigen Handelsartikel. Wie die Seebären lagern sich auch die Walrosse an dem Rand der Küste, und die Kunst der Jäger besteht ebenfalls darin, die Tiere durch plötzlichen Überfall vom Meer abzutreiben. Das ist indessen schwerer als beim Seebären, denn gelingt es nur einem der Kolosse, nach dem Meer abzutreiben, so folgen die andern blindlings nach, und die Jäger müssen sich nun selber retten, wenn sie nicht einfach erdrückt werden wollen. Im glücklichen Fall aber werden die Tiere mit Lanzen erlegt; man spaltet ihnen dann die Kinnladen und nimmt die Hautzähne heraus, alles andere bleibt liegen, bis die nächste Flut die toten Körper ins Meer schwemmt und jede Spur die Mezelei verwischt. Um der Zähne willen werden jährlich einige Tausende dieser Meeresriesen erlegt, weder Fleisch noch Fett wurde in den Kolonien der Kompagnie benutzt, doch auch das hat sich geändert und man ging dazu über, auch letzteres zu verarbeiten.

Am Ende des kurzen Sommers, wo die Eisdecke sich noch nicht vollständig gebildet hat, halten sich die Walrosse mit Vorliebe in der neutralen Region auf, die aus Eis und Wasser gemischt besteht, und sowie mit dem Winter die feste Eisdecke wächst, ziehen sie sich mehr und mehr nach dem Süden. Alsdann nähern sich ihnen die Jäger auf dem jungen Eise und greifen sie in den Spalten und Löchern mit der Harpune an. Auf einer solchen Jagd begleitete Morton, einer von des Nordpolfahrers Kanes Leuten, den Eskimo Mjok, den erfahrenen Walroßtöter. Sie flogen in Schlitten über die Eisfläche dahin, bis Mjok durch Kennzeichen oder Töne, die seinem Begleiter unverständlich blieben, die Gewißheit erlangte, daß an einer noch vor kurzem offenen Stelle, die nur der dünne Eiszuchs der letzten Tage mit einer leichten Decke überzogen hatte, Walrosse sich befanden. Nun schritten sie langsam weiter und hörten bald darauf das charakteristische Gebrüll eines

männlichen „Awuk“, wie das Tier dort in der Landesprache heißt. Nach einigen Minuten kamen die Walrosse zum Vorschein, fünf an der Zahl, dann tauchend und dann wieder gleichzeitig das dünne Eis mit einem Gekrach durchbrechend, das weithin durch die Einsamkeit schallte. Zwei große, grimmig aussehende männliche Walrosse machten sich als Anführer der kleinen Bande besonders bemerklich. So wie das Walroß emporsteigt, liegt der Jäger platt und bewegungslos auf dem Eise, sowie es wieder sinkt, bereitet er sich zu einem Sprung vor. Kaum ist des Tieres Kopf unter dem Wasser verschwunden, so eilt er vorwärts, was er laufen kann, und so wiederholt sich das Versteckspiel, bis er in die erforderliche Wurfweite gekommen ist. Die dünne Eisdecke ist erreicht, die kaum noch das Gewicht des Eskimo zu tragen vermag, und Mjouks phlegmatisches Gesicht belebt sich nun in leidenschaftlicher Jagdlust. Die lange Leine aus Walroßhaut liegt an seiner Seite, die Harpune saßt er fest mit der Rechten. Da bewegt sich das Wasser, und pustend steigt der mächtige Flossensüßer vor ihm auf. Langsam erhebt sich Mjouk, den rechten Arm zurückgeworfen. Das Walroß sieht um sich, das Wasser von seinem Haupt schüttelnd; Mjouk schnellst den linken Arm in die Höhe, und während das Tier auf diese seltsame Bewegung einen Blick der Neugierde wirft, ehe es in das Wasser zurücksinkt, hat die rechte Faust ihr Werk getan: tief unter der linken Vorderflosse hat sich die Harpune in den Körper eingegraben.



Bei **Flechten**  
Brand- u. Schnittwunden  
hat sich Gündel's

**Jomagüsan**

bisher in vielen Fällen bestens bewährt. Machen Sie einen Versuch! Sie werden zufrieden sein! Zu haben in allen Apotheken, wo nicht, weist Bezugsquellen nach.

**Johann Matthäus Gündel K. G., Leipzig S 3**  
Kochstrasse 28

Hoch empor springt das tödlich verwundete Tier und sucht sich auf das Eis zu heben, das unter seinem Gewicht zusammenbricht. Das Brüllen wird zu einem Geheul, bald lassen die wütenden Bewegungen nach, und der Mensch ist Sieger geblieben. Wenn die Walrosse mit den Jungen von Spalte zu Spalte umherziehen, dann ist auch für die Eskimos die Zeit der Ernte gekommen, denn sie folgen den Tieren mit Speer und Harpune, um Vorräte von Fleisch und Fett einzuheimsen. Dann liegen aufgestapelte Fleischstücke auf dem Eise, die Weiber strecken die Häute zu Sohlenleder und die Männer schneiden einen Vorrat von neuen Harpunenleinen für den Winter, während die Köpfe aufbewahrt werden, um später die Hauer zu gewinnen, deren Elfenbein die verschiedenartigste Verwendung findet.

## Anfänge der Posteinrichtungen im Elsaß.

Von H. Hodapp.

Für die Übermittlung von Briefen zu einer Zeit, als es im Elsaß noch keine Posten gab, bediente man sich des Instituts der geschworenen Läuferboten. Die erste in Straßburg über dieselbe erlassene Ordnung datiert aus dem Jahre 1443, und trägt die Überschrift: „Die Löffere.“ Es ist bemerkenswert, daß diese Ordnung die älteste bis jetzt bekannte Botenordnung in deutscher Sprache ist. Die zweite Ordnung aus dem Jahre 1484 trägt

die Bezeichnung: „Von der Statt Boten“, die dritte und ausführliche vom Jahre 1562 ist betitelt: „Ordnung der Leuffers-Botten.“

Die Boten trugen eine Livrée in der Landesfarbe, ein Brustschild mit Stadtwappen, eine Botentasche, der Springstock oder Botenspieß und das Seitengewehr.

Im Jahre 1516 hatte Kaiser Maximilian I. (siehe mittleres Standbild am Reichspostgebäude in Straßburg, El.)

durch Franz von Thurn und Taxis einen Postkurs von Wien nach Brüssel über Augsburg, Rheinhausen-Baden, (gegenüber Speyer am Rhein), Worms, Kreuznach, usw. einrichten lassen.

Mit Rheinhausen trat Straßburg in direkten Verkehr. Im Jahre 1615 wurde ein Nachkomme des Franz von Taxis, Lamoral Freiherr von Taxis, mit dem Reichs-General-Postmeister-Amte belehnt. Diese Familie wußte

machungen und Verordnungen des Königs von Frankreich über die Beförderung von Briefen und Reisenden durch die Post. Der älteste mit dem Auslande abgeschlossene Postvertrag datiert aus dem Jahre 1669 mit dem Grafen von Thurn und Taxis.

In dem fast zweihundertjährigen Zeitabschnitt von 1669 bis 1861 wurden zwischen Frankreich und Thurn und Taxis 33 Postkonventionen abgeschlossen. Als besonders bemerkens-



ihre Rechte später auch in der Stadt Straßburg geltend zu machen.

Der Postreuter, — so hieß damals der von der Stadt ernannte und vereidigte Postillon, — wurde beauftragt, die abzuführenden Briefe zu sammeln, und diese selbst nach Basel, Heidelberg, Speyer, Worms und nach den auf den Routen dahin gelegenen Orten zu verbringen. Diejenigen Briefe, welche nach entfernteren Orten bestimmt waren, wurden von den Postreuter in Rheinhausen abgegeben, und von dort durch die Reichspost weiter befördert.

\*

Schon im 16. Jahrhundert finden wir postalische Mandate des Magistrats Straßburgs sowie Bekannt-

wert folgt später eine Betrachtung der Postkonvention vom 14. Dezember 1801.

Eine umfassende gesetzliche Grundlage für die Ausübung des französischen Postdienstes erfolgte durch den Beschluß vom 27. Prairial IX (16. Juni 1801). Er übertrug der Postverwaltung die alleinige Berechtigung zur Beförderung von geschlossenen und offenen Briefen, Drucksachen und Zeitungen. Auf Grund des Reglements vom 10. Oktober 1827, ohne ausschließliches Vorrecht hierzu, können mit der Post befördert werden: Warenproben, Urkunden und Wertpapiere, unter Rekommandation, Wertgegenstände mit der Bezeichnung

„valeurs cotées“ bis 1000 Franken, sowie Mandate (Postanweisungen) in unbeschränkter Höhe. Laut Gesetz vom 4. Juni 1859 auch Briefe mit Wertangabe bis zu 2000 Franken.

Bei etwaigem Verlust eingeschriebener Sendungen zahlt die Post:

a) Für einen rekommandierten Brief 50,— Franken.

b) Für eine Wertsendung laut Deklaration bis 2000,— Franken.

c) Für eine Postanweisung den eingezahlten Betrag.

Der Postdienst vollzog sich im Namen und für Rechnung des Staates unter einer besonderen Verwaltungsbehörde mit der Bezeichnung „Generaldirektion der Posten“, innerhalb des Finanzministeriums.

Die Verwaltung in den einzelnen Departements war einer Departementalen-Postdirektion übertragen, welcher sämtliche Postanstalten ihres Bezirks unterstellt waren. Letztere zerfielen in Postbüros (bureaux composés) bzw. bureaux simples, und in Brieffammlungen (Distributions).

Den Eisenbahnpostdienst besorgten die Eisenbahn-Post-Büros (bureaux ambulants), oder Kondukteure (courriers), und zwar die Ersteren auf den großen Eisenbahnrouten, letztere in einem reservierten Abteil auf Nebenlinien.

Die Postdienstlokalitäten waren in überlassenen Gemeindegebäuden oder mietweise in Privathäusern untergebracht, und trugen in weißer Farbe auf schwarzem Grund die Worte: „Poste aux lettres“, auf den Bahnhöfen: „Service des Postes“. Der an der Außenwand des Posthauses angebrachte hölzerne Briefkasten trug die Aufschrift: „Boîte aux lettres“ und darunter Nummer und Stunde der Leerung.

Die Fahrpost erfolgte allgemein durch Privatunternehmer mit kontraktlicher Verdingung der Leistungen. Die erforderlichen Wagen, Felleisen

oder Postfäcke waren vom Unternehmer zu stellen, wie auch die Postamtsvorsteher das Inventar der Büros mit Ausnahme der Poststempel, selbst zu beschaffen hatten.

Zum Postbetriebspersonal gehörten folgende Beamte:

Postamtsvorsteher (receveurs principaux), Expeditionsvorsteher (commis principaux), Postexpediteur (distributeurs), Briefträger (facteurs), Postboten (chargeurs de dépêches), Posthalter (maîtres de poste) und Postillone (postillons).

\*

### Privat Stadtpost Straßburg (Elf).

Eine der ersten „Stadtposten“ im Reich hatte die Stadt Straßburg (Elf.) im Jahre 1780 errichtet. Dieselbe war von Joh. Louis Luvest von Straßburg auf Grund seines Besuches durch Beschluß des französischen Staatsrats vom 11. April 1779 konzessioniert.

Das Hauptbüro der Stadtpost-Anstalt (petite poste) befand sich in der Judengasse, — jetzt Maurerzunftgasse — neben der Maurerzunftstube.

Der Brief- und Paket-Zustelldienst wurde von 14 Briefträgern besorgt, denen auch die Entleerung der 49 Briefkästen oblag, die im Innern der Stadt, den Vorstädten und der Citadelle aufgestellt waren.

Die frankierten Briefe wurden mit dem Datumstempel, Zeit der Leerung des Briefkastens und dem Briefträgerstempel (B) versehen. Unfrankierte Briefe trugen den PD-Stempel, d. h., daß das Porto noch zu erheben war. Pakete wurden nach Tarif taxiert und das Porto auf den Adressen vermerkt. Für Wertgegenstände, welche sich in Briefen und Paketen befanden, wurde nur bei Deklaration derselben gehaftet. Geldeinzahlungen konnten nur im Hauptbüro erfolgen. Briefe der Stadt-

post, welche irrtümlicherweise in den Briefkästen der „Hauptpost“ eingeworfen waren, wurden als unbestellbar behandelt, und konnten im Hauptbüro zurückverlangt werden.

Zum Privat-Stadtpost-Bestellbezirk Straßburg zählten 162 Ortschaften, worunter 22 mit Reichspostanstalten. Zu letzteren gehörten unter anderen: Barr, Bischweiler, Brumath, Enzheim, Fegersheim, Geispolsheim, Illkirch-Grafenstaden, Hördt, Ittenheim, Marlenheim, Oberehnheim, Ruprechtsau, Schiltigheim, Truchtersheim, Wanzenau und Westhofen.

Das war Straßburgs erste Stadtpost, der leider nur eine kurze Lebensdauer beschieden war.

Erst um die achtziger Jahre des 19. Jahrhunderts wurde in der Brandgasse Nr. 7 ein Zentralbüro für die Privat-Stadtpost wieder eröffnet. Die Briefbestellung erfolgte täglich 4 mal. Der Verkauf von Briefmarken fand

statt: Im Zentralbüro, bei den Briefablagen am Bahnhofplatz, Kleberplatz (jetzt Karl-Roosplatz), Broglieplatz (jetzt Adolf-Hitlerplatz), Gutenbergplatz und Metzgerplatz.

Die Portogebühren wurden bei Errichtung der Privat-Stadtpost wie folgt festgesetzt:

a) Für einen geschlossenen Brief 2 Pfennig.

b) Für einen offenen Brief 1 Pfennig.

c) Für eine Korrespondenzkarte 2 Pfennig.

d) Für Drucksachen und Warenproben 1 Pfennig.

e) Für Expresbriefe, nur ab Zentralbüro, 10 Pfennig.

Die Eröffnung der Straßburger Privat-Stadtpost wurde durch ein Rundschreiben in deutscher und französischer Sprache bekanntgegeben; die Veröffentlichung der jeweils gültigen Portofläße erfolgte in den Zeitungen.

\*

### Auszug aus dem Niederrheinischen Kurier von Freitag den 1. Mai 1846

#### Nachricht:



Die H. Hrn. Postmeister von Straßburg nach Mülhausen haben die Ehre, das Publikum zu benachrichtigen, daß vom 1. Mai an sie jeden Abend um 8 Uhr eine Diligence von Straßburg, und jeden Abend um 10 Uhr eine Diligence von Mülhausen (mit der nämlichen Geschwindigkeit wie der Kurier), werden abfahren lassen, welche den Transport von Reisenden, Waaren und Finanzen übernimmt. Die Unternehmung bürgt für die größte Pünktlichkeit in der Überlieferung aller ihr anvertrauten Waaren.

#### Preis der Plätze:

	Coupé	im Innern	Rotonde
Don Straßburg nach Schlettstadt .....	4.50	3.50	2.50
— nach Kolmar .....	6.50	5.—	3.50
— nach Mülhausen .....	10.—	8.—	6.—
Don Mülhausen nach Kolmar .....	4.25	3.25	2.25
— nach Schlettstadt .....	6.50	5.—	3.50
— nach Straßburg .....	10.—	8.—	6.—

Die Büro sind: zu Straßburg, im Gasthof zur Hohen-Steg; in Schlettstadt, im Gasthof zum Bock; in Kolmar, im Gasthof zu den Zwei Schlüsseln; zu Mülhausen, im Bureau der Messagerien Joseph Gaillard.

## Ein Segen für Eltern und Kinder



Auch aus dem Elsaß ist der NSV.-  
Kindergarten nicht mehr wegzudenken.



Im Elsaß wird man bald nicht mehr be-  
greifen können, wie es bis vor kurzem  
überhaupt möglich war, ohne gewisse soziale  
Einrichtungen auszukommen. So selbstver-  
ständlich haben sich dort die Betreuungsgedanken  
des neuen Deutschland in die Tat  
umgesetzt und sich dem Leben des einzelnen  
als Wirklichkeit eingefügt; denn sehr fühl-  
bar waren die Voraussetzungen dafür vor-  
handen gewesen.

treten. Man darf sagen, daß damit im Elsaß  
auf rauhes, bisher ungepflügtes Ackerland  
eine Saat ausgestreut wurde, die ob ihrer  
außerordentlichen Beschaffenheit schnell auf-  
ging und schönste Frucht brachte. Ja, was im  
Reich als Gewinn langer Jahre mühevollen  
Ringens schließlich auf dem Gebiet der Kin-  
dertagesstätten erreicht worden war, be-  
kamen unsere elsässische Volksgenossen ge-  
wissermaßen als vollendetes Sozialgut mitten



Allen voran hat der durch die NS.-Volks-  
wohlfahrt geschaffene Kindergarten gleich im  
ersten Jahr nach der Rückführung einen  
wahren Siegeslauf durch Städte, durch große,  
kleine und kleinste Ortschaften des wieder-  
gewonnenen Landes am Oberrhein ange-

in ihr schönes, aber in mancher Hinsicht brach  
liegendes Land hineingetragen.

Auf kaum einem Gebiet erscheint der  
Unterschied zwischen den Einrichtungen der  
französischen Vergangenheit und den Er-  
rungenschaften der deutschen Gegenwart wohl

Brief-  
berplatz  
lieplatz  
rgplatz

bei Er-  
t wie

Brief 2

Pfen-

arte 2

renpro-

b Zen-

burger-  
ch ein  
d fran-  
en; die  
hültigen  
tungen.

i 1846

ach Mül-  
enachrich-  
m 8 Uhr  
abend um  
der näm-  
den ab-  
reisenden,  
nehmung  
lieferung

Rotonde

2.50

3.50

6.—

2.25

3.50

6.—

thof zum  
essagerien

so offensichtlich. Was „Fortschritt“ bedeutet, zeigt der Vergleich zwischen „école maternelle“ und Kindergarten so eindeutig, daß selbst der Unaufgeschlossenste sich auf die Dauer der neuen Erkenntnis nicht widersetzen kann. Dort Schulzwang mit Stillsitzen auf Bänken, mit Gehorchen und Lernen für die Aller kleinsten schon — hier, selbständiges, ungebundenes Spiel, wenn möglich in Gottes freier Natur und immer unter dem Zeichen froher Gemeinschaftlichkeit.

Schon zahlenmäßig erweist sich die Bedeutung, die man im nationalsozialistischen Staat dem Kindergarten beilegt. In Baden bestehen zurzeit 612 NSD.-Kindertagesstätten, in denen 29.379 Kinder betreut werden. Sehen wir hinzu, daß im Elsaß nach zehnmonatlicher Aufbauarbeit bereits 271 Kindertagesstätten insgesamt 12.000 Kinder aufnehmen, so begreift man, welchen Umfang diese Organisation angenommen hat, und daß es in absehbarer Zeit keinen Ort mehr geben soll, der nicht solcherart von der NSD. berührt wird.

#### Dielseitige Wirkung.

Der Kindergarten ist für Eltern und Kinder gleichermaßen wichtig. Wir alle wissen, wie sehr die Frau, gerade in diesen Kriegsjahren, ein Doppeltes zu leisten bestimmt ist; wie sie neben ihren Pflichten als Mutter und Hausfrau noch oft einen anstrengenden Beruf ausübt, der sie zwingt, lange Stunden des Tages fern von ihrem Heim zu bleiben. Wie sehr dies auch von der Frau auf dem Lande gilt, kann jeder feststellen, der zur Sommerzeit durch ein Dorf geht und die Frau überall mit dabei sieht, wo es gilt, der Erde das Brot abzuringen, das wir alle essen.

Wer aber sorgt inzwischen für die Kleinen, wer hütet sie und zieht sie auf? Auf diese schwerwiegende Frage hat die NS.-Volkswohlfahrt eine tatgewordene Antwort gegeben. Die Hausmutter in Stadt und Land kann heute ruhig den vielfachen, durch die Zeit an sie gestellten Anforderungen gerecht werden. Ihr Kind ist gut aufgehoben in einer der vielen Kindertagesstätten, wie sie in ihrer Mannigfaltigkeit als Kindergärten, Erntekindergärten oder Krippen in Anpassung an alle erdenklichen Bedürfnisse geschaffen werden.

#### Kindergärtnerin, ein schöner, verantwortungsreicher Beruf.

Im Kinde schlummern alle Hoffnungen, die mit den Bestrebungen der Nation im geistigen sowohl als auch im körperlichen Sinne, in Verbindung stehen. Aus diesem Grunde hat auch der Beruf der Kindergärtnerin, wie überhaupt jede Frauentätigkeit auf sozialem und pflegerischem Gebiet so sehr an Verpfichtung gewonnen. Die jungen Mädchen, die sich diesem Berufe widmen, erhalten eine sehr sorgfältige Ausbildung; ist ihnen doch eine Verantwortung übertragen, die gerade, weil sie junges Leben betrifft, nicht ernst genug genommen werden kann. So sind auch die Kindergärtnerinnen-Seminare der NSD., deren Straßburg seit Juni 1941 auch eines besitzt, mit allem Vorbedacht so eingerichtet, daß der Lehrplan die zukünftige Kindergärtnerin oder Kinderpflegerin in weltanschaulicher und in praktischer Beziehung sehr umfassend vorbereitet. Einmal im Berufe stehend, ist sie nicht nur mit den zu betreuenden Kindern, sondern auch mit deren Elternhaus und dadurch mit der ganzen umliegenden Gemeinde engstens verbunden. Von ihrem Wirken gehen vielfältige Strahlen nach allen Richtungen aus.

#### Gesundheitliche Betreuung.

Gerade die Zusammenarbeit mit der Mutter ist eine wichtige Aufgabe der Leiterin eines Kindergartens. Hand in Hand sollen nämlich Elternhaus und Kindergarten ihr Werk am Kinde tun. Dazu gehört vor allem auch die Überwachung in gesundheitlicher Beziehung. Der Arzt, der bei der Aufnahme der Leiterin die Unterlagen zu einer „Gesundheitskartei“ eines jeden Kindes gegeben hat, ist auch weiterhin zur Stelle, um notwendige Verordnungen vorzunehmen. Regelmäßiges Zähneputzen, Händewaschen und Kämmen der Haare sind Prozeduren, die ebenso in den hergebrachten Tagesplan eines NSD.-Kindergartens gehören, wie das Schlafen der Kinder nach dem Mittagessen und die nachfolgende, auf reinlichen Holzbrettchen eingenommene Vesper. Bei Anlage zu Rachitis wird die Verabreichung von Calcipot verordnet, um dem Körper das fehlende Vitamin zuzuführen. Ferner wird die Tuberkulinprobe an jedem Kind vorgenommen, ebenso das Gebiet der Erb- und Infektionskrankheiten sorgfältig überwacht. In einem NSD.-

rant-

ngen, die  
geistigen  
inne, in  
unde hat  
ein, wie  
sozialem  
an Ver-  
Mädchen,  
ten eine  
nen doch  
gerade,  
ernst ge-  
ind auch  
er ASD.,  
ch eines  
gerichtet,  
Kinder-  
weltan-  
ung sehr  
Berufe  
a betreu-  
it deren  
izen um-  
den. Don  
hlen nach

Der Mut-  
leiterin  
nd sollen  
arten ihr  
vor allem  
licher Be-  
Aufnahme  
mer „Ge-  
es gege-  
stelle, um  
nehmen.  
schen und  
iren, die  
lan eines  
as Schla-  
n und die  
zbrettchen  
zu Rachi-  
cipot ver-  
e Vitamin  
berkulin-  
n, ebenso  
onskrank-  
em ASD.-



Kindergarten wird fortan kein Kind zu treffen sein, das den Gefahren der Rachitis oder der Lungenschwindsucht unbehütet ausgesetzt bliebe.

#### Spiel und Sang.

Die Hauptsache im Kindergarten aber ist und bleibt das Spiel. Im Spiel lernt das Kind alles, was der Lebenskampf später von ihm verlangt: Ausdauer, Geschicklichkeit, Fleiß und persönliche Entschlußkraft. Wer unsere Kleinen beim Basteln, Bauen oder Malen beobachtet, der wird viel Interessantes dabei feststellen. Hier kann die Leiterin, die „Tante“, zeigen, was sie ihrerseits gelernt hat. Planvoll in den Wechsel der Stunden müssen die verschiedenen Beschäftigungen eingeschaltet werden, damit sie den Reiz der Anziehungskraft behalten. Immer mit Geduld, immer liebevoll wird das kindliche Tun geleitet und alle Autorität ist hier auf Sanftmut gegründet.

Aber noch wertvolleres Gut vermittelt der Kindergarten. Es ist von der Art, wie sie die Geschichte des Heimatbodens hervorgebracht hat und wie sie die kindliche Seele so

willig aufnimmt. Wir meinen die alten Bräuche, die geheimnisvollen Überlieferungen, die Märchen und Volkslieder, die ganze Generationen miteinander verbinden. Gerade im Elsaß wird die unterbrochene Kette von altem und neuem Liedgut im Kindergarten neu geknüpft werden und weiterblühen zur Beglückung aller Beteiligten. Kindliches Spiel und kindlicher Reim gehören zum kostbarsten Volksgut und lassen ein Band entstehen, durch welches der Mensch Zeit seines Lebens mit der Natur und mit den Festen seiner Heimat verwachsen bleibt. Mit regem Eifer werden die Kalenderfeste, wie sie der Kreislauf des Jahres mit sich bringt, im Kindergarten gefeiert. Da gibt es dann Mummenschanz und fröhliche Unruhe. Die Eltern werden geladen und sind als Zuschauer fast noch mehr bei der Sache, wie die jungen Künstler selbst. Und wenn die Vorstellung vorüber ist und die Sonne über einem so „großen“ Tag untergeht, dann freut sich jede Mutter darüber, daß ihr Kind mit dabei gewesen „und alles so gut gemacht hat“. Und so soll es auch sein!  
E. M.

An der Wiege des Lebens bei Mutter  
und Kind sehen wir die eigentliche  
Aufgabe einer völkischen Wohlfahrts-  
pflege. Hilgenfeldt.

## Der Tannenbaum.

(Weihnachtsmärchen aus dem Elsaß von Max Hertwig).

Am dritten Tage der Schöpfung schuf der Herr den Schmuck der Erde, die Bäume und Sträucher, und schenkte ihnen allerlei zierliche Früchte, daran die Menschenkinder sich erlaben sollten. Dem Apfelbaum hing er runde, rotwangige Äpfel an die Zweige, dem Kirschbaum süße, glänzende Kirschchen, dem Birnbaume schmachthafte Birnen, dem Nußbaum gab er die Nüsse, in deren harten Schale die weißen Kerne steckten. Sogar den dornigen Stachel-

beerstrauch vergaß er nicht. Für alle öffnete sich seine gütige Vaterhand. Doch als er zu dem hohen, schlanken Tannenbaum kam, da hatte er keine wohlschmeckenden Früchte mehr zu verschenken. Nur ungenießbare, hölzerne Zapfen waren übrig geblieben, die nun der arme Baum bekam.

Die Menschen hatten ihre heile Freude an den schönen Früchten, die so lockend aus dem grünen Blätterschmuck der anderen Bäume hervorlachten,

rühmten, hegten und pfl egten die Träger der schmachhaften Dinge und pfl anzten sie um ihre Häuser herum. Darob wurden die Bäume ganz stolz, rauschten übermütig mit ihrem Laube und sahen verächtlich auf den armen Tannenbaum herab, den die Menschen nicht beachteten. Und doch, wie gern hätte der arme Baum ihnen auch etwas geschenkt, aber seine spizigen Nadeln sahen gar zu ärmlich aus. Nur höhnnende Worte bekam er zu hören wegen der ungenießbaren Zapfen, die nur zum Verbrennen gut waren.

Das tat dem armen Baum gar wehe; still und traurig ging er in den Wald hinaus, weit weg von den spottenden Menschen und weinte, daß er nichts zu verschenken hatte; allein er murrte nicht und beklagte sich nicht.

Doch das Vaterauge, das alle Leiden sieht und hell ins Verborgenste blickt, sah auch den Schmerz des armen Tannenbaumes, der das Herz des Ewigen rührte. Er forschte nach der Ursache des Kummers und sprach, als er die übermütigen Reden der anderen Bäume gehört hatte, mild und freundlich zu dem Traurigen: „Früchte habe ich keine mehr für dich, doch fasse dich in Geduld, du sollst getröstet werden.“

Der strenge Winter zog ins Land. Die Früchte der stolzen Bäume fielen herab und mit ihnen das schöne, grüne Laubkleid. Kahl und traurig standen sie da. Nur der Tannenbaum durfte seine Nadeln behalten. Doch er wurde darob nicht stolz, sondern bedauerte die armen Bäume, die unter der Winterfalte schwer zu leiden hatten.

Und als nach langen, langen Jahren der liebe Gott das Christkind in die Welt sandte, mitten im Winter, da gab er ihm ein Tannenbäumchen mit, an dem viel glänzende Lichtlein funkelten. Und siehe da, die Früchte der anderen Bäume hingen in dem Tannengezweig, noch viel, viel schöner als sonst an diesen: sie waren gar herrlich versilbert

und vergoldet! Süßigkeiten und Spielzeug brachte der Lichterbaum den artigen und frommen Kindern mit und helle Freude war überall, wo das Christkind Einkehr hielt.

So ist's gekommen, daß mitten im strengen Winter, wenn alles Leben in der Natur erstorben ist und die anderen Bäume ihre fahlen Arme zu dem grauen Himmel emporrecken, aus dem die Schneeflocken herunterwirbeln, die Tannenbäume die einzigen sind, die ihr grünes Kleid behalten und die Kinder in der fröhlichen Weihnachtszeit mit ihren Gaben und ihrem wunderbaren Lichtschimmer erfreuen dürfen.



**DAS GUTE BUCH**  
**Papier- u. Schreibwaren**  
**Christliche Kunst**

All dies finden Sie in reichster Auswahl  
 in der

**VERLAGSBUCHHANDLUNG**  
**ZUM MÜNSTER AG**  
**STRASSBURG**

34, Spiessgasse — 21, Münsterplatz



Wir sehen Ihrem Besuche gerne entgegen

## Die Insel des Goldes.

Erzählung von Heinrich Herrmann.

**I**m hellen Licht des Antillen-Meeres, auf einem blanken, weißen Dampfer, spielte ein Käzchen mit den Sonnenstrahlen. Die Matrosen liebten es alle. Während ihrer Arbeit, im Vorbeigehen, fingen sie es mit den Armen auf oder hielten den Arm hin und ließen es darüber springen, streichelten nachher sein schimmerndes schwarz-weißes Fell. Dem Käzchen gegenüber, auf einer Bank, saß ein junges Paar. Es waren Auswanderer. Die Frau, eher wie ein junges Mädchen anzusehen, hatte ein frisches, rosiges Gesicht, dazu blondes Haar; der Mann war bräunlich, ein gesunder Bauernbursche, der jetzt Kniehosen trug, Shorts, und einen Trikot, wie die meisten dieser wenig bemittelten Abenteuerer, die auf diesem Borderdeck untergebracht wurden, wo sie auf einer Matte unter freiem Himmel oder unter dem Segeldach schliefen. Auf einem Verdeck über ihnen, gegen die Sonne der Tropen geschützt, spielten Reisende der ersten Klasse Tennis.

„Heute Abend haben sie zu ihrem Ball alle eingeladen“, sagte der Mann zu seiner Frau, die ein billiges, blauweißes Waschkleidchen trug.

„Ich möchte nicht hingehen! Es ist ja sehr freundlich von ihnen, aber trotzdem besser, wenn wir uns nicht in ihre Kreise drängen!“

„Dann suchen wir nach dem Nachtessen den Russen auf“, erwiderte der Mann.

Am Abend gingen sie also zu ihrem Bekannten, den man meistens an einem Tisch mit Kameraden Karten spielen sah. Er saß heute allein auf seiner Bank, der Mondsichel gegenüber, die durch den dunkelblauen Nachthimmel schwamm.

Er hatte das ausgedörrte, faltige Gesicht der Menschen, die lange in

einem Klima der Tropen waren, dazu einen grauen Spitzbart, war sehr belesen und trank gern ein Glas von dem Tee, den er in seiner kleinen Pflanzung auf einer Insel der Südsee hegte.

Nachdem die jungen Leute ihm die Geschichte ihrer Auswanderung, ihre Gründe erzählt hatten, erklärte er ihnen: „Die gleiche Unzufriedenheit, den gleichen schlechten Ertrag auf euern Äckern könnt ihr auch auf einer der Inseln in eurer Pflanzung haben. Ich schlage euch etwas anderes vor.“

Er begann auf einmal leise, sehr leise zu reden, während das Schiff durch die märchenhaft milde Nacht der Tropen fuhr. Erzählte von einer Insel, auf der er nach Gold gegraben hätte, monatelang. Er war zu alt, er mußte es aufgeben. Auf La Martinique würde er das Schiff verlassen, den Dampfer nach New-York besteigen, um dort seine Frau zu treffen. Sie hatte das Klima nicht mehr ertragen und war schon ein Jahr zuvor zurückgekehrt.

Nur noch wenige Tage dauerte es, bis der Russe den Dampfer am nächsten großen Landungsplatz verließ. Aber jede Nacht, die geheimnisvolle, warme Tropennacht mit dem Meeresleuchten, wie Smaragd-Splitter auf weißem Schaum, jede dieser Nächte war ausgefüllt mit phantastischen Schilderungen, indes das junge Paar zuhörte. Als der amerikanische Pirat Morgan die Stadt Panama erobert hatte, bemächtigte er sich auch des Goldschatzes der Kathedrale und des Vermögens der reichsten Einwohner. Über dreihundert Millionen führten seine Schiffe mit mächtig aufgeblähten Segeln fort. Ein Teil der Seeleute meuterte, nahm eine Tonne voll gemünzten Goldes auf einer Barke mit. Landete auf einer Insel, vergrub den Schatz. Die Empörer, wurden von einer der



## Kranksein ist nicht nötig!

Die bewährten Herbaria-Heilkräuter-Tees brachten schon vielen die Gesundheit wieder. Das beweisen zahlreiche Dankschreiben über die guten Erfolge, z. B. bei

Arterienverkalkung,  
Asthma,  
Gicht und Rheuma,  
Herzneurose,  
Nervenleiden,  
unreinem Blut,  
Magenleiden,  
Husten und Verschleimung,  
Leber- und Gallenleiden,  
Hämorrhoiden,  
Darmträgheit.

Herbaria-Tees sind auch als Pulver, Kapseln, Tabletten, Dragees und Säfte erhältlich in den Apotheken oder durch meine Versand-Apotheke. - Lehrreiche Broschüre kostenlos.

**Herbaria** Kräuterparadies · Alfred Belzner  
Philippsburg (Bd.) K 1045/41

Galeonen Morgans aufgespürt, flohen, als sie den Segler ankommen sahen; ihre Piroge scheiterte im Sturm. Die Galeone kehrte wieder zurück. Niemand hatte den vergrabenen Schatz gefunden. Solches wurde auf der Bank von Sokolow geflüstert, während auf einem anderen Teil des Verdecks die Matrosen Gitarre spielten oder zu einem Grammophon tanzten. Sokolow verließ also das Schiff auf den Antillen. Seine letzten Worte waren: „Geht auf die Insel, die ich euch bezeichnet habe, grabt, ihr findet an hundert Millionen. Wir verteilen sie!“

Als der Dampfer den Panama-Kanal durchquert hatte, waren die beiden fest entschlossen, das Eiland aufzusuchen, sprachen aber mit keinem der Passagiere ein Wort davon. Nach vierzehn Tagen war Landung an einem Hafenplatz der Marquesas-Inseln. Die junge Frau riet ihrem Mann, immerhin noch einmal bei einer Agentur zu fragen, ob sie nicht eine Pflanzung erwerben könnten. Man sah die Beiden öfters in amerikanischen und französischen Büros, die Ankäufe vermittelten. Sie fanden aber nichts, was sie befriedigt hätte. Die eleganten jungen Beamten in weißer Tennishose, Tennishemd, versuchten umsonst, sie zu überreden, ihr kleines Guthaben in einer Kokos-Siedelung anzulegen. Bei dieser Gelegenheit erkundigten sich die beiden jungen Auswanderer auch nach der Insel Taiarova. Sie erfuhren, daß es ein im Ozean verlorenes Eiland sei, an welchem nur ab und zu ein Dampfer, vielleicht alle Jahre einmal, auf der Linie nach den Marquisen vorbeikomme.

Diese unheimlichen Ausichten schreckten sie nicht im geringsten ab. Sie waren nun einmal derart von dem Golde, von dem Gedanken des plötzlichen Reichwerdens fasziniert, daß sie den am nächsten Tag wieder weiter nach Nuka-Hiva fahrenden Post-

dampfer nahmen, dort ein Motorschiffchen nach der von dem Russen bezeichneten Insel. Es wurde eine schlimme Fahrt von drei Tagen und drei Nächten. Die Röhre, aus welcher der Benzinmotor seinen Dampf ließ, befand sich gerade vor ihrem Kabinenfenster, sodaß sie die ganze Nacht widerliches Gas einatmeten, oder sie hätten das Fensterchen schließen müssen und wären dann vor Hitze erstickt. Auf dem Verdeck schlafen war unmöglich, die kleine Barke schaukelte heftig, Wellen schlugen fortwährend über die Planken, außerdem war jeder Platz durch Holzladung besetzt. Das Fahrzeug landete endlich an der bezeichneten Bucht, lud ihre Kiste mit einigen Vorräten und den Werkzeugen ab, setzte seine Reise nach anderen fernen Inselgruppen fort.

Durch eine Zeichnung des Russen fanden sie den Ort. Sie brauchten nur dem Bach zu folgen, der den Berghang hinab unter hohen Palmen sprudelte. Da, wo er klein wie eine Quelle war, stand die Bambus-Hütte. Im Innern leere Konservendbüchsen, ein paar zerblätterte englische und französische Romane, an der Wand auf einem Zettel mit schwarzen Kohlstreichen auf englisch und französisch: „Grabt nur weiter ringsum! Gut Heil!“

Der junge Auswanderer sah seine junge Frau eine Weile an, empfand die gleiche Entmutigung, die er in ihren Augen las, dann aber rafften beide sich auf, begannen die Arbeit. Die Kiste mußte vom Golf herangeschafft werden, noch vor Sonnenuntergang, denn in den Tropen bricht die Dunkelheit rasch herein. Am andern Tag begannen sie zu graben. Sie schoben zuvor die gestürzten, gelben, dünnen Palmenzweige beiseite, eine abscheuliche schwarze Riesenspinne, etwas wie ein schwarzer Krebs mit zwölf Füßen humpelte aufgeschreckt davon, kletterte am Stamm einer Kokospalme empor, glözte zwischen den braunen dicken

Motor-  
Russen  
eine  
n und  
welcher  
ließ,  
binen-  
Nacht  
er sie  
n müs-  
erstickt.  
nmög-  
heftig,  
er die  
Platz  
Fahr-  
eichne-  
einigen  
n ab,  
fernen

Russen  
en nur  
ghang  
udelte.  
e war,  
Anmern  
r zer-  
e Ro-  
Bettel  
nglisch  
weiter

seine  
nd die  
ihren  
de sich  
Kiste  
t wer-  
denn  
telheit  
annen  
or die  
almen-  
euliche  
te ein  
hum-  
te am  
mpor,  
dicken

Nüssen herab, begann an ihnen zu nagen. Bei der zunehmenden Hitze mußten sie bald alle unnötige Kleidung ablegen, um weiter graben zu können, Moskitos hatten sie schon nachts gestochen, am Tag kamen Schwärme von kleinen Fliegen, die ebenso unangenehm waren. Der Mann entschloß sich, das ganze von dem Russen bezeichnete Gelände, an der Hand einer uralten, unzählige Male geöffneten und wieder zusammengefalteten Karte umzugraben, einmal mußte dann der Spaten auf die Lonne mit Gold stoßen. So ging es Tag für Tag, Monat für Monat, bis die Konserven aufgebraucht waren. Die Regenperiode setzte ein. Bananen, wilde Waldbananen, Fei genannt, begannen auf einmal faul zu werden, widerliches Gewürm setzte sich unter dem Einfluß der Feuchtigkeit in ihnen fest. Sie lebten nur noch von Konserven, die Drangen im Wald waren faulig, wurmig geworden. Die Eingeborenen waren in andere Zonen geflohen, hatten die Kokos-Ernte mitgenommen. Es regnete Tag für Tag, nachts prasselte Platzregen der Tropen gegen das Bambusgeflecht, durch die Ritzen sprühte es auf ihre Lager, namentlich, wenn ein Zyklonwind hineinfuhr. Am Tag war der Himmel grau, das Meer grau. Nur ein Streifen grelles Grün draußen am Riff, wo es unablässig donnerte und der weiße Schaum in Fontänen explodierte. Wolken hingen wie riesige graue Watte

an den Berggipfeln der Insel, schwebten hoch an zackigen Felsen, die Profilen von Burgruinen glichen. Es waren wüste Tage; die großen weißen Blüten des Tiare-Baums lagen schmutzig im nassen Gras, die Blätter des Brotfruchtbaums, der keine Früchte mehr trug, lagen gelbbraun im schwarzen Sand. An Fischfang durfte man nicht denken, das Meer war fast ununterbrochen stürmisch. Manchmal, wie zum Hohn, zeigte sich ein Riß in den grauen Wolken, wie ein blauer Diamant blitzte ein Stück Himmel, das Gewölk teilte sich immer mehr, die Sonne brach hervor. Regennasse Palmenwedel, Blüten auf hohen Bäumen in Rosa, Orange, Feuerrot glänzten jetzt taufriisch wie in den ersten Tagen des Paradieses. Die kleinen wilden Pferde kamen gesprungen, schnupperten am Boden, jagten wieder davon. Die Auswanderer begannen bei den ersten Sonnenstrahlen wieder zu hoffen, nun konnten wieder Früchte wachsen, ohne zu verfaulen, das Schlimmste schien überstanden. Aber das alles war bittere Täuschung: nach einer Stunde legten sich wieder graue Schleier über das strahlende Blau, dicke Wolken stiegen aus der Ferne des endlosen Meeres auf, bald war der ganze Himmel verfinstert und es strömte, flutete jäh herab. Wo kamen sie nur alle her, diese unaufhörlichen Regenstürze aus der Unendlichkeit des Ozeans heraufgewälzt? Dazu eine neue Plage. Erdflöhe sammelten sich

## Sicherer Tod allen Schnecken durch



G E P R U F T U N D A N E R K A N N T

### Neue Urteile:

Am 8. 5. 39. aus Lichtentanne: Mit 125 g auf 200 qm in der 1. Nacht 1250 tote Schnecken, in der 2. Nacht 860 tote Schnecken.  
Kurt Krobiltsch

Am 22. 5. 40. aus Bensheim: Vom 24. April bis 10. Mai fing ich 1291 Schnecken, an einzelnen Tagen über 200 Stück.  
L. Meier, Oberlehrer a. D.

Am 10. 10. 40. aus Britz: Mein kleiner Garten, ca. 100 qm, wurde von Schnecken vollständig verwüstet. Ein zweimaliges Ausstreuen vernichtete über 500 Schnecken. Noch jetzt finde ich täglich 20-30 tote Schnecken. Reinhold Graeger

25-g-Beutel 20 Pfg., 125-g-Paket 75 Pfg., 1/2-kg-Paket RM 2.85, 1-kg-Paket RM 5.60, 2 1/2-kg-Beutel RM 10.50, 5-kg-Beutel RM 20.-

Anwendung: pro qm 1/2-1 g, am besten mit der Handsämaschine auslegen

Durch alle Fachgeschäfte zu beziehen, wo nicht, durch die Herstellerfirmen  
**Glanzit-Gesellschaft Pfeiffer & Co., Horchheim bei Worms**

jetzt in der Hütte, quälten unablässig die Körper, drangen sogar bis unter die Fingernägel, um dort das Blut zu saugen.

Die Vorräte waren fast völlig aufgebraucht; winzige Stückchen Zwieback und Wasser durften nur einmal im Tag genommen werden, die Qualen des Hungers wurden unerträglich. In einer dieser Nächte hörten sie einen dumpfen unheimlichen Hornruf, der vom Meer her kam. Sie glaubten schon, daß Eingeborene landeten. Aber am Morgen war alles leer. Sie wußten nicht, daß es das große Muschelhorn eines Fidschis war, der sich auf seiner Birog in Scenot befand. Auf einem der Inselchen hörte es manchmal ein Eingeborener, trat dann ans Ufer und gab Antwort mit einem gleichen Horn, ein Zeichen, daß man Hilfe senden wollte. Aber für die Beiden kam keine Hilfe. Die Frau war schon zu erschöpft, um noch weiter graben zu können, mühsam wühlte der Mann mit letzter Anstrengung, wie ein Irrer, da und dort in der Erde, und schleuderte den Spaten wieder weg. Dann schleppte er sich im Regen ans Meer, spähte, ob das Motorboot sich zeigen würde. Der Kapitän hatte versprochen, auf der Rückreise, in zwei Monaten, wieder zu landen. Aber nichts war zu sehen als grauer Himmel, graues Meer, stürmisches Meer und manchmal der Rücken eines Haiisches, oder die dreieckige Floße, für Sekunden aus den Wogen auftauchend. Um sechs Uhr brach die Nacht schon herein. Entkräftet lagen sie in zerfetzten Kleidern in der Hütte, durch deren Fugen der Sturmwind kalt blies, die junge Frau mit geschlossenen Augen, wie leblos. „Kommt das Schiff?“ flüsterte sie manchmal matt, oder sie redete sich jäh auf, schaute zu dem Mann mit fiebrigen Augen und redete irr: „Gelt du läßt mich nicht verhungern ... droben an der Quelle ist ein Gohavenbaum ... weißt du, der Russe hat es gesagt ... die Früchte sind

wie saftige Birnen. Gelt du gehst gleich ... noch jetzt, ... noch in der Nacht und holst mir sie...“ Er konnte das schauerliche Flüstern nicht mehr hören, er hatte dort oben selbst gesucht, alles war voll schwarz-violetter Maden, die trocken, alles Obst ungenießbar. Er drückte ihr die Hand, er strich über ihr Haar, er raffte sich auf, scharpte den letzten Rest von Zwieback in der Kiste im Dunkeln zusammen und gab ihn der Frau. Wer sollte ihnen nun helfen? Das Boot kam sicher nicht bei diesen Wirbelstürmen; nun war keine Hoffnung mehr. In dieser langen Nacht fürchtete er sich vor einem Gedanken, der immer wiederkehrte: seine Frau mit einem Rest Rum, den er aufbewahrt hatte, zu betäuben und sie im Schlaf zu erschießen und dann sich. Als er gestern am nassen Boden nach faulenden Früchten suchte, hatte er unter einem Baum ein Grab gefunden, ein braunrotes Brettchen, ein amerikanischer Name kunstvoll hineingeschnitzt. Das Grab war von den gestürzten, vergilbten langen Palmenzweigen verdeckt. Er stellte sich vor, wie sie beide hier so ruhen würden, unter dieser fremden Erde, in dieser grauenhaften Einsamkeit und Vergessenheit. Er redete zu dem Ewigen, es möge ihm vergönnt sein, noch ein wenig zu leben, noch eine letzte Frist. Seine Goldgier möge bestraft werden, aber nicht mit ihrer beider, qualvollem Ende.

Dann ging er zum Strand, stemmte mit letzter Kraft einen starken Ast, den er gefunden hatte, zwischen zwei Felsblöcke. Den roten Wollgürtel, den er trug, knüpfte er daran, ein schauerliches Notsignal, eine rote Flagge im Sturm des Ozeans. Dann kletterte er die Anhöhe hinauf und brach in der Hütte zusammen.

Das Wetter hatte sich geändert. Die See wurde ruhiger. Die Fernsicht klarer. Weit, weit draußen im endlosen Pazifik fuhr ein Schiff, ein Dampfer, der auf Walfische Jagd machte. Ein

ft gleich  
acht und  
schauer-  
ren, er  
les war  
n, die  
ar. Er  
über ihr  
rte den  
er Kiste  
gab ihn  
helfen?  
i diesen  
ne Hoff-  
n Nacht  
edanken,  
ne Frau  
aufbe-  
sie im  
nn sich.  
en nach  
hatte er  
rab ge-  
hen, ein  
hinein-  
den ge-  
Palmen-  
vor, wie  
a, unter  
grauen-  
ffenheit.  
s möge  
benig zu  
ne Gold-  
ber nicht  
nde.

stemmte  
Aht, den  
ei Fels-  
den er  
schauer-  
agge im  
omm er  
in der

ert. Die  
Fernsicht  
endlosen  
Dampfer,  
ite. Ein



Der Mann sprang auf, schrie wie ein Unfinniger, wankte an den Strand, schwenkte die Flagge.

Journalist aus San Franzisko beobachtete immer wieder durch ein Fernglas einen bestimmten Punkt und sagte schließlich zum Kapitän: „Ich möchte schwören, daß dort auf der fernen Insel ein Zeichen, etwas wie eine kleine Fahne zu sehen ist.“ Der Kapitän beobachtete gleichfalls. „Scheint mir auch“, entgegnete er.

„Wollen wir nicht landen, es könnte vielleicht ein Notsignal sein.“

„Landen?“ brummte der alte Seemann, „wissen Sie wie schwierig das ist? Wie wollen wir dort Anker werfen? Sie glauben, weil dort Korallen wachsen, ist es nicht zu tief. Die Koralle ist ein geheimnisvoller und trügerischer Baum des Meeres; dicht neben ihrem Grund geht es jäh in furchtbare Schlünde, wo kein Anker Boden findet. Ja, so einfach ist das Landen nicht, wie ihr Herren von der Feder euch das vorstellt.“

„Ach so“, äußerte der andere. „Ich dachte nur, man könnte vielleicht einem Unglücklichen helfen.“

Dann setzte er seinen Rundgang um den Dampfer fort.

Der Kapitän wurde nachdenklich. Es könnte doch der Fall sein, überlegte er. Hier verkehren selten Schiffe. Wenn es wirklich ein Zeichen wäre, möchte ich nicht so etwas Versäumtes mir auf die Seele laden. Das bringt kein Glück. Will mal mit dem Steuermann die Schiffskarte studieren. Will sehen, ob es doch möglich ist.

Eine Stunde später fuhr das Schiff der rätselhaften Insel zu, über der ein dunkelgraues Wolkengebirge ragte.

Der Mann, welcher die Notflagge gehißt hatte, sah, aus seiner Erschöpfung erwacht, über die See. Das Regenwetter hatte nachgelassen. Abendwolken, aprikosensfarben, türmten sich, wo die Sonne unterging. Und dann bemerkte er etwas, das ihn mit Freudenschauer und wiederum mit Angst erfüllte. Ein Schiff kam fern vorüber. Wird es das rote Tuch sehen? Schwerfällig zog es

dort am Horizont. Er weckte seine Gefährtin. Überglücklich, und wiederum voll Bangen, sahen sie eine ganze Zeit den Dampfer. Deutlich zeichneten sich jetzt schon alle Linien ab, auch der Schornstein mit seiner Rauchfahne. Gespannt, mit letzter Energie sich aufrichtend, verfolgten sie dies alles. Dann geschah das Schreckliche. Das Schiff änderte den Kurs. Es entfernte sich langsam. Der Mann sprang auf, schrie wie ein Unsiniger, wankte an den Strand, schwenkte die Flagge.

Die Umrisse des Schiffes verschwanden im Bleigrau des sinkenden Abends.

Der Morgen dämmerte über der Bucht, als ein Boot heranzuhr. Es gehörte zum Dampfer. Der Kapitän hatte die Absicht gehabt, noch am Abend anzulaufen. Da zeigten sich gefährliche Untersee-Riffe an, er mußte den Kurs wechseln. Das Fahrzeug kreuzte die Nacht in einer sicheren Entfernung vor der Insel, um am hellen Morgen ein Boot auszuschicken, das die beste Stelle zur Durchfahrt durch den unsichtbaren Ring der Felsen unter dem Wasser suchen sollte. Der tüchtige Boots-Maat und zwei Matrosen hatten sie gefunden, glitten durch den schmalen Durchlaß aus dem schäumenden Riff in die ruhige Binnen-See. Die Leute hatten eine lange, harte Arbeit hinter sich. Bald in den Eisschollen der Nordmeere, bald in der Südsee, von Wirbelstürmen gefährdet, jagten sie den riesigen Wal, zerlegten das erbeutete Tier, kochten den triefenden, widerlich riechenden Tran. So ging es Woche um Woche, Monat um Monat, schon im zweiten Jahr. Desto mehr freuten sie sich, auf eine Insel des Paradieses mit süßen Früchten zu kommen.

Sie ruderten anfangs eilig, dann auf einmal ließen sie nach, blickten, bald der eine, bald der andere, über den Bootsrand ins Wasser.

„Zum Henker, ihr Halunken“, rief der Maat, „was habt ihr denn, Jack und Rick, ihr rudert ja so schlapp wie

ein Seehund, der auf dem Land dahinrutscht!"

"Seht doch da unten, Boots-Maat", entgegnete Jack. Der Kahn glitt eben über Korallenwälder, Gebirge und Täler, eine ganze Landschaft der Meerestiefe.

"Verdammt", rief Nick, "da unten sieht's aus wie lauter Bäume aus Zucker, alles schneeweiß oder rosa!"

"Da staunst du, alter Kobbensfänger", sagte Jack zu dem Nordländer, der noch nie durch die Südsee gefahren war. Paß mal auf, es kommt noch anders!"

Wo sie eben noch Korallenwälder gesehen, waren diese wie durch Zauber verschwunden, alles stürzte jäh in schwindelnde Tiefen, sodaß es einem graute, im leichten Kahn über solche Abgründe des Ozeans zu fahren. Ein paar hundert Meter ging es so, dann stieg wieder ein Zauberland auf, der Meeresboden schwebte herauf, marmorweiß, mit dicken Adern von perlmutt- farbenem Glanz. Zackige Höhlen wie von Amethyst und Smaragd waren da.

Nick schrie: "Mensch, schau mal, dort kommen blaue Fische heraus, so was hab ich noch nie gesehen, kleine Fische, blau wie Kornblumen, ... jetzt noch mehr, ... dort ... wie das funkelt!"

"Und dort drüben, sieh mal", wies Jack mit dem Finger. "Himmel Millionen, die sind farbig wie Papageien, lauter kleine Fische, exakt wie Papageien farbig ... !

"Vorwärts, ihr Burschen", rief der Boots-Maat dazwischen. "Seht ihr nicht die Flagge dort oben?"

Nun ruderten sie wie toll drauf los. Immer näher kam der Golf, der Palmenwald, der die Berge hinaufstieg.

"Freue mich, endlich wieder einmal ein paar saftige Mangos zu essen, noch saftiger wie Drangen", sagte Jack.

"Und ich Papayas."

"Unfimm, Papayas kann man nicht essen!"

"Was faselst du da", griff der Boots-Maat ein, "jawohl kann man Papayas essen, ich selbst habe auf Samoa, auf der früheren deutschen Kolonie Samoa vom Koch eingemachte Papayas bekommen, das herrlichste Kompott, das ich je gegessen. Wie Mirabellen. Kann warm oder kalt verzehrt werden. Aber zum Teufel, gafft nicht so, vorwärts, wir müssen doch endlich landen!"

Blickschnell klatschten jetzt die Ruder im Takt, das Boot schoß voran, die Leute hatten den Traum einer schönen Insel vor sich voll süßer Früchte, voll gutmütiger brauner Eingeborener, anmutiger Frauen und Kinder. Statt dessen fanden sie zwei dem Tode nahe Menschen in der Hütte, deren Schilfdach wirt und zerzaust über die Bambusstäbe herabhing und vom Regen naß war. Vorsichtig, tropfenweise, flöhte man ihnen etwas Stärkendes ein, eine Tragbahre wurde gezimmert, um die Beiden ins Boot, und von dort in den Dampfer zu bringen. Nach einigen Tagen landete man in Nuka-Hiva auf den Markesas-Inseln. Dort mußten die Auswanderer in einem Svital mehrere Wochen gepflegt werden, ehe sie eines der großen schwimmenden Hotels transatlantischer Linien besteigen konnten, um zurückzukehren. Dann nahm die Heimat sie auf, die treuen Acker, welche sie im Morgenschimmer unter Freudentränen wieder vor sich sahen.



## Die böse Fastnacht.

von Max Hertwig.

**E**in wunderbarer Vorfrühlingstag im Februar. Die Sonne blickte vom wolkenlosen Blau auf das rege Fastnachtsgetriebe herab, als ob sie sich der fröhlichen Menschen freue. Und es war auch eine rechte, ausgelassene Festesfreude nach den schier endlosen, langen Winterwochen. Ein milder Südwind säufelte durch die schönen, breiten Straßen der alten Stadt Basel. Sein Wehen hob die Brust und brachte eine Verheißung von kommandem Frühling, vom Blätterschmuck, vom Blumenduft und jungem Grün.

Langsam schlenderte ich über die große, steinerne Rheinbrücke, an deren Strebepfeilern sich die wilden, stürmischen Fluten des Rheins wie kleine trotzig Gefellen mit den Köpfen stießen, emporbäumten, als wollten sie den Kampf mit den festgefügteten Steinkolossen, die so sicher im Grunde verankert lagen, aufnehmen, aber bald einsehen mußten, daß ihr Tun vergebens war, und dann mit Windeseile durch die Bogen weitergeschossen.

Niemand von der singenden und lachenden Menschenchar, die sich in unabsehbarem Zuge über die Brücke wälzte, beachtete heute das Spiel der Wellen. Heute war aller Sinn auf andere Dinge gerichtet, als auf die Schönheiten der Natur. Froh nahmen die Menschen das herrliche Wetter hin, das das Treiben begünstigte, aber keinem fiel ein, sich in Ruhe daran zu freuen. Zischend flogen Papierschlangen über die Köpfe hinweg, um sich dann in die Menge hinein zu verwickeln und in kurzer Zeit zu Boden getreten zu werden. Aus übermütigen Händen geschleudert sprangen kleine, bunte Papierschneitzel wie Kobolde über die Köpfe, Hälse und Nacken der Angegriffenen, sanken dann teils zu Bo-

den, wo sie sich mit den zerrissenen Stücken der Papierschlangen zu einem Chaos vermengten, in dem man bald knöcheltief waten mußte, teils vertrocken sie sich in die Kleider, in die Kragenöffnungen der Herren, in die Halsauschnitte der Damen. Dort trieben sie weiter ihr neckisches, loses Spiel und machten ihre Gegenwart durch öfteres Tucken bemerkbar. Aber was schadete das! In kurzer Zeit hatte man ihre Anwesenheit vergessen und die Tuckteufelchen gaben ihre Bemühungen auf.

Mit froher Anteilnahme schaute ich in die Menschenmenge und ließ mich von den Bogen der Lebenslust bald dahin, bald dorthin treiben, bis mich der Strom schließlich an eine etwas stillere Insel in diesem Freudenmeer spülte, wo ich in aller Beschaulichkeit und Ruhe dem Getriebe zuzuschauen gedachte. — — —

„Hallo, einsamer Mann,“ hörte ich da plötzlich eine Stimme neben mir ertönen, „weshalb steht ihr hier wie ein Ölgöke, anstatt euch unter die Fröhlichen zu mengen?“ Ich wandte mich um und erblickte einen drolligen Harlekin, der mir diese Worte lachend zurief. Er schien sich vor einem scherzhaften Angriff, bei dem er den Kürzeren gezogen hatte, auf das ruhige Eiland gerettet zu haben. Jetzt schüttelte er sich prustend, und tausende der kleinen Papierschneitzel fielen von seinem bunten Kleid herab, ja selbst aus seiner Halskrause schienen die Dinger hervorzusquellen. „Seht nur, wie man mich mißhandelt hat,“ sagte er mit komischem Ernst zu mir, „aber laßt mich nur eine kleine Weile hier verschnaufen, dann werde ich meine Angreiferinnen aufsuchen und ihre Tücke wieder wettmachen. Ihr habt wohl nichts dagegen, wenn ich euch eine Weile Ge-

ellschaft leiste.“ Seine lustige Anrede beantwortete ich mit irgend einem Scherzwort, das mir gerade einfiel. Es war ja Maskenfreiheit, wo alle Schranken, die die Menschen im bürgerlichen Leben leider so scharf trennen, selbst in der freien Schweiz, wie weggewischt sind.

„Kommt her, armer Kauz, ich werde euch für eine Weile unter meine schützenden Fittiche nehmen“, sagte ich zu ihm, und er stellte sich mit tiefem Hofknix an meine Seite.

„An eurer Sprache höre ich, daß ihr ein Fremder seid,“ begann er jetzt wieder, „wahrscheinlich aus dem kalten Norden Deutschlands. Ihr Ärmsten wißt ja doch nicht viel von ausgelassener Faschingsfreude, von dem tollen Maskentreiben, das sich wie ein Korso vom frühen Morgen bis in die sinkende Nacht hinein fortsetzt, um dann in Bälleten und Tanzvergnügungen seinen Höhepunkt zu finden. Wenn der Karneval auch wie mit einem Schlage am Aschermittwoch endet und mancher einen gewaltigen Kater dann sein Eigen nennt und mit betrübter Miene in seinen leeren Geldbeutel schaut, der über Nacht die Schwindsucht bekommen zu haben scheint, was schadet das! Wir sind ein lebenslustiges Völkchen. Ist es übrigens nicht sonderbar, daß ihr dieses Treiben nicht nur hier, sondern in allen nennenswerten Städten rheinabwärts findet? Denkt an Straßburg, Mainz und wie sie alle heißen mögen, dann Köln, die Hochburg des Prinzen Karneval. Ein merkwürdiger Zufall, daß gerade in der sogenannten „Pfaßengasse am Rhein“ sich das Faschnachtsgetriebe eine feste Heimat geschaffen hat und solch üppige Blüten zeigt. In größter Eintracht wickelt sich alles ab, auch derbe Scherze werden nicht übel genommen und mancher gute Witz, mancher vortreffliche Gedanke kriecht unter der Schellenkappe hervor. Seht zum Beispiel dort“ — er machte mich auf eine Gruppe aufmerksam — „eine

glänzende Satire auf unsere politischen Verhältnisse, auf unseren höchst ehrenwerten Bundesrat in Bern, unter Anspielung auf die letzten Wahlen.

Allerdings ist es nicht immer so gewesen und einmal hat sogar die Fastnacht, wie eine alte Chronik berichtet, einen gar üblen Verlauf genommen.

Wenn ich euch nicht langweile, will ich den Hergang erzählen.“

Ich verneinte lebhaft und bat ihn, mir die Geschichte nicht vorzuenthalten.

Er begann: „Es war im Jahre 1377, als in Basel der Bischof Heinrich von Vienne regierte. Dieser war ein streitbarer Priester, der seinen Krummstab am liebsten in irgend einer Ecke verstauben ließ und dafür um so eifriger das Schwert handhabte. Durch seine unausgezeigten Kriegsführungen geriet er bald so sehr in Schulden, daß ihm nichts anderes übrig blieb, um wieder zu Geld zu kommen, als daß er einen Teil seines Bistums an das Haus Österreich verpfändete. Das Schicksal des Verpfändetwerdens traf auch die Stadt Klein-Basel. Wie ihr wißt, trennt die Brücke dort die beiden Stadtteile, die man Groß- und Klein-Basel nennt.

Es war gerade die Zeit der Fastnacht. Den ehrenfesten Bürgern von Klein-Basel sagte natürlich diese Tat ihres obersten Seelenhirten nicht sonderlich zu. Sie waren aber, wie ihre heutigen Nachfahren, von fröhlichem Geblüt und gingen darin einig, die heurige Faschnacht ganz besonders lustig zu begehen. Erstens wollten sie dem Bischof zeigen, daß sie ihn leicht verschmerzen konnten und dann lag eine lange kriegerische Zeit hinter ihnen. Die Grillen und Sorgen mußten verjagt werden. Das Fest war in vollem Gange, als ein Zug nahte, an dessen Spitze der Herzog Leopold von Österreich ritt. Er war ein sehr lebenslustiger Herr, der eigens daher gezogen kam, um seine Pfandschaft im Gewühl des Maskengetriebes von der heitersten Seite kennen zu lernen. Eine Menge Edelleute

befand sich in seinem Gefolge, klingendes Spiel ertönte. Ein großer Troß jauchzender Edelleute und fahrender Jungfräulein, alle kostbar gekleidet und festlich geschürzt, endete den Zug. Die Jugend Klein-Basels hatte zuerst etwas zurückhaltend zugehört, aber bald war eine fröhliche Einigkeit hergestellt. Arm in Arm, die Spielleute an der Spitze, zog man in hellen Haufen von einem Tanzplatz zum andern, von einer Herberge zur anderen, allen voran der fürstliche Herr und Gönner. Stets schwenkte er die schönsten Jungfräulein in munteren Reigen.

Das Fastnachtsgetriebe auf der Straße erreichte seinen Höhepunkt. Die drolligsten Masken, die buntesten Kleider waren zu sehen. Zeug- und Schützenhäuser hatten ihren Inhalt zur vervollständigung des Ausputzes hergeben müssen. Die Schenkstuben erdröhnten vom Gelächter der übermütigen Menschen.

Anders sah es in der Stadt Groß-Basel aus. Die Eitelkeit der Bürger verletzte es, daß ein fremder Fürst die Klein-Baseler mit seinem Besuch beehrte, auf die sie immer mit einem gewissen Hochmut herunterfahen. Auch, daß Herzog Leopold sich dort gleichsam der verlorenen Freiheit zum Spott als Herr gebärdete, wurmte die guten Städter. Ihrem Maskenzuge fehlte darum diesmal, ungeachtet des äußeren Gepräges, das Haupterfordernis einer fröhlichen Fastnacht: die gute Laune.

Den ausgelassenen Edelleuten, Edelknaben und Jungfräulein in Klein-Basel wurde aber bald der Tummelplatz dort zu enge. Der Teufel mußte sie reiten, daß sie die Lust anwandelte, über die Rheinbrücke nach Groß-Basel hinüberzuziehen.

Bald trafen die beiden Maskenzüge zusammen. Schiefe Gesichter und geballte Fäuste auf der einen, Spott- und Stichelreden auf der anderen Seite. In den Herzen der Groß-Baseler begann es zu kochen und zu gären. Es bedurfte

nur noch eines kleinen Tropfens, um das gefüllte Faß zum überlaufen zu bringen. Lange ließ dieser Tropfen nicht auf sich warten.

Eines der gepußten Gräflein, die in dem Gefolge des Herzogs waren, und das schon etwas des Guten zu viel gegossen hatte, ließ sich einfallen, eine der hübschen und sittsamen Groß-Baseler Bürgerstöchter in etwas unschicklicher Weise anzutasten.

Kaum hatte dies ein im Groß-Baseler Zug schreitender, riesenhafter Metzger, der den wilden Mann vorstellte, bemerkt, als er auch schon mit seiner Keule gewaltig ausholte und sie dem Grafen auf das adelige Haupt saufen ließ. Im Nu lag dieser zerschmettert auf dem Boden. Das war das Zeichen zum allgemeinen Angriff.

Es war furchtbar und zu gleicher Zeit possierlich anzuschauen, so erzählt der Chronist, wie der Schalksnarr mit dem Fürsten, der Wolf mit dem Bären, der Basilisk mit dem Langohr, der Hase mit dem Löwen, der Hahn mit dem Hirschen und anderes ganz ungleiches Getier miteinander rausten, bis all' die schönen Verkleidungen zerrissen und blutbesleckt am Boden lagen. In grenzenloser Wut stritten die Parteien miteinander. In der Eile hatte man nicht Zeit gefunden, Waffen herbeizuholen. Baseler-Stub, Narrenkolben, Brittschen und Peitschen ersetzten Schwert und Streitart, Hellebarde und Morgenstern.

Erst als der oberste Zunftmeister der Groß-Baseler einen Brunnentrog bestieg und seine Mitbürger zur Nachgiebigkeit und Ruhe vermahnnte, konnte das eigentümliche, aber grauenvolle Handgemenge beschwichtigt werden. Herzog Leopold und seine Getreuen hatten sich inzwischen aus dem Staube gemacht. Sie hatten eine derbe Lektion erhalten. Allen anderen, deren man noch habhaft werden konnte, öffnete sich der Kerker.

Noch in späteren Tagen konnte man in Groß-Basel den sogenannten heißen Stein sehen. Die Rädelsführer jenes Streites waren auf öffentlichem Platze enthauptet worden, wobei der Stein von ihrem Blute gedampft haben soll.

Das war der Abschluß der bösen Fastnacht.“ —

Der Harlekin hatte geendigt. „Was wollt ihr,“ fügte er noch hinzu, „nicht mit Unrecht spricht man von einem finsternen Mittelalter. Ich glaube nicht, daß wir heutigen Baseler zu einer solchen Tat fähig wären. Ich behaupte trotz allem, daß die Menschen besser geworden sind.“ —

Der lustige Bursche erstand sich jetzt bei einem der Papierschnitzelverkäufer einen ganzen Berg der bunten Dinger, die er in den weiten Taschen seines bunten Kleides unterbrachte und verlieh mich mit der gleichen komischen Verbeugung, mit der er gekommen war.

Bald entschwand er in dem fröhlichen Gewühl meinen Augen, dessen Brandung immer noch in ihren letzten Ausläufern bis zu meiner Insel leckte ...



# Schuppenflechten

auch veraltete be- **Tutoflecht I u. II** je Schachtel  
seitigt fast immer 1. RM  
ca. 3 fach 2.25 RM in Apotheken. Nachnahmeporto 50 Pfg.  
Prospekt durch **Alleinhersteller:**  
**Tutogen-Laborator., Dresden 46/** Kr. K 217/1



DAS **Opferessen**  
des Reiches

**HILFSWERK**  
**MUTTER**  
und Kind  
WERDE MITGLIED DER „NSV“

Wer wirklich daran geht, das Leben von Mutter und Kind zu schützen, ist der Erfüller allen heldischen Kampfes.

ADOLF HITLER

